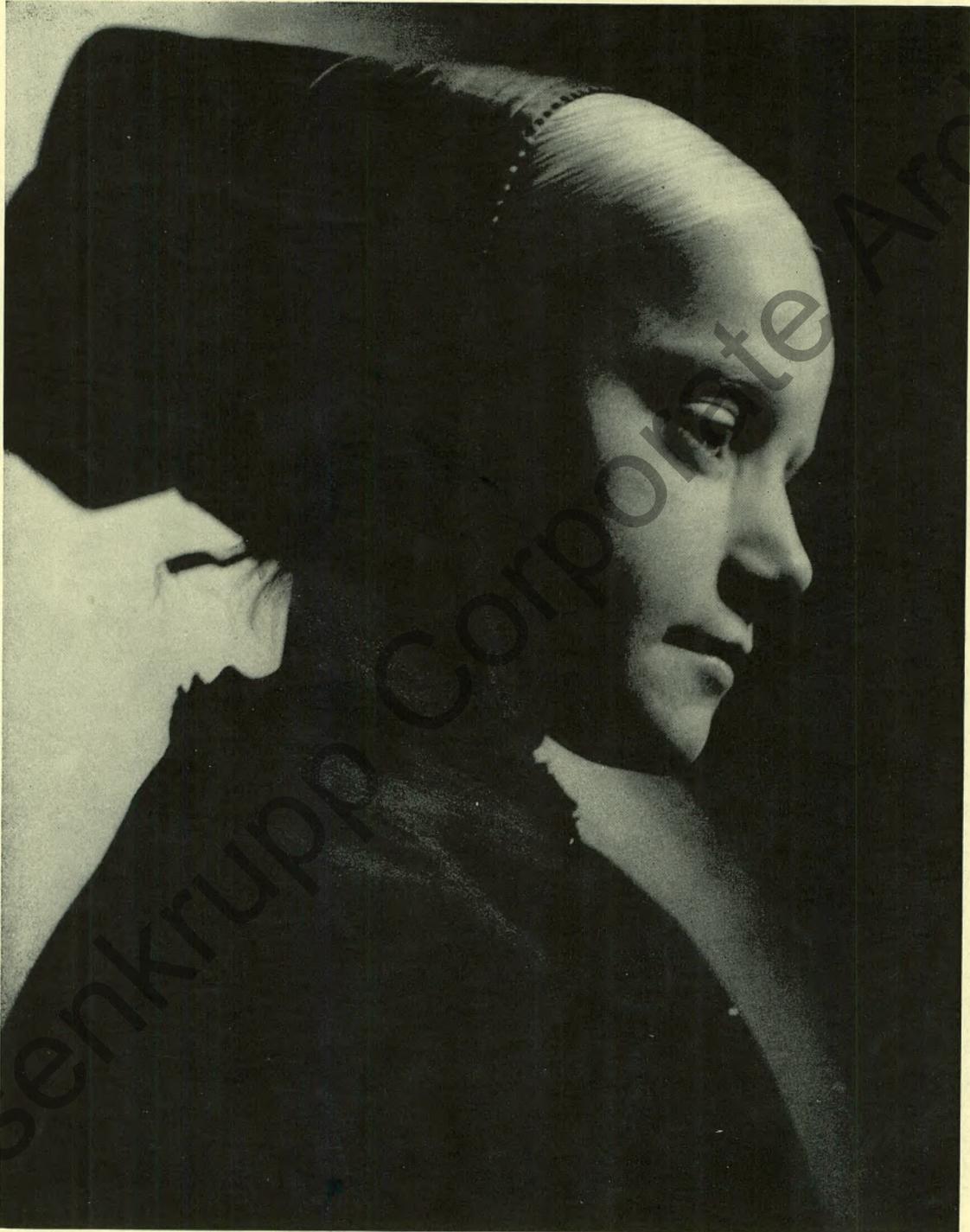


Karl Hoffmann

Das Werk



Junge Bäuerin aus der Lausitz.
(Zu dem Aufsatz „Das bäuerliche Gesicht“.)

Lichtbild: Erich Reiffaff.

Monatschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XVII. Jahrg.

Düsseldorf



Dezember 1937

Heft 12

Das Werk

XVII. Jahrg.

Düsseldorf, Dezember 1937

Heft 12

Unser gewaltigster Stern heißt weder Sonne noch Mond noch Erde, er heißt Notwendigkeit. Unter ihm sind wir geboren, er ist unsere Lebens- und Todesleuchte. All unsere Verwandlungen geschehen durch ihn, und wie sein Wortbild beides umfaßt, die tötende Not und die lebendige Wende, so ist unser Leben in seinen Sinn hineingebunden, daß immer nur die tiefste Not unser Schicksal wendet.

Ein deutsches Leben führen, das heißt zunächst für uns, die Pflichten seines Standes gewissenhaft zu erfüllen. Unser Stand, das ist unsere gottgewollte Aufgabe, das ist unsere allernächste Wirklichkeit. Wer in seinem Berufe seinen Mann stellt, der hat seine Aufgabe erfüllt, auch vom Metaphysischen her gesehen. Denn die Welt mit ihren Forderungen ist der Platz, auf den der Mensch gestellt wurde und von dem ihn keine Schwärmerei entbinden wird. Ebenso ist es mit den Pflichten gegen den Staat. Auch hier ist das Nächste das Wirtschaftlichste. Was du bist, sei ganz!

Joseph Magnus Wehner.

Die drei Ideale.

Von Professor Dr. Ernst Horneffer.

Wir werden uns von der Vorstellung freimachen müssen, daß in dem Worte „Tugend“ nur unsere Beziehung zu den einzelnen Mitmenschen, den Nächsten, einbegriffen sei, daß wir ihnen in Notzeiten hilfreich sein sollen, daß wir die Gesetze nicht übertreten dürfen, die das Zusammenleben der Menschen erfordert und gebietet. Und wenn wir in dieser Hinsicht untadelhaft leben, niemandem Unrecht tun und, soweit unsere Kräfte reichen, auch helfen und fördern: die wahre Tugend haben wir damit noch nicht errungen. Dann hebt erst die wahre, wesentliche Tugend an, zu der wir verpflichtet sind, mit der wir unsere Verpflichtung dem Leben gegenüber abtragen sollen. Diese gebietet, die in uns schlummernden, in der Anlage vorhandenen Kräfte voll auszubilden und zu entfalten, die Möglichkeiten, die unser Leben uns darbietet, an äußeren und inneren Werten, unbedingt, ohne Abzug und Einschränkung zu erfüllen. Nach der Art, wie uns die sittlichen Vorschriften aus der Vergangenheit überkommen sind, war es dem Belieben des einzelnen überlassen, was er mit sich selbst macht, welche Lebensstelle er ergreift, welche Lebensziele er sich steckt, wie er seine Persönlichkeit mit den ihr innewohnenden Fähigkeiten und Gaben ausschöpft oder nicht ausschöpft, wenn er nur die allgemeinen Gebote der menschlichen Gemeinschaft nicht verletzt. Stand er in dieser Beziehung einwandfrei da, daß er sich in dem Verhältnis zu seiner näheren oder ferneren Umgebung nichts vorzuwerfen hatte, dann galt er als sittlich gerechtfertigt. Alles, was darüber hinausliegt, was nicht mit diesen gemeinschaftlichen Gesetzen und Pflichten zusammenhängt, galt als das Feld der eigenen, freien Entscheidung.

Hier treffen wir auf die hochbedeutsame Wendung oder Ergänzung der sittlichen Anschauung, die die Gegenwart anstrebt. Ein schönes, edles Wort ist in den Evangelien erhalten, welches so recht dasjenige trifft und ausdrückt, was wir heute begehren und fordern: die Mahnung, daß jeder mit seinem Pfunde wuchern solle. Wie nun dieses Wort auch ursprünglich gedacht und empfunden war — wir haben das Recht, die großen Worte der Vergangenheit in unserem Sinne, mit Hinsicht auf unsere Aufgaben und Wünsche neu auszulegen. Dann aber müssen wir es im Sinne Nietzsches deuten, nämlich, daß ein jeder das Letzte seiner Kräfte aus der Tiefe seines Wesens heraushebe und zur Auswirkung bringe. Nietzsche kleidet diese Forderung in das einfache, in seiner Einfachheit so bedeutungsschwere Wort: „Werde, der du bist!“ Was in dir liegt, was dein eigentliches und tiefstes Wesen ist, das treibe heraus, das stelle dar, das bringe zur Erscheinung! Was du werden kannst, werden könntest, das werde auch wirklich! Und an anderer Stelle: „Und wahrlich, dies ist eine vornehme Rede, welche spricht: Was uns das Leben verspricht, das wollen wir — dem Leben halten!“ Jedem verspricht das Leben etwas, mit seinen Anlagen und Fähigkeiten, mit der Ausbildung, die ihm zuteil geworden ist, mit den äußeren Umständen und Möglichkeiten, die seine Lebensverhältnisse bieten — mit alledem gewährt das Leben jedem einzelnen die Anwartschaft und Hoffnung auf etwas Bestimmtes an Leistungen, Werken, Taten. Sie sind das, was ihm das Leben „verspricht“. Aber seine Aufgabe ist es nun, diese Anwartschaften, Ausichten, Möglichkeiten zu

erfüllen und zu vollbringen. So hält er dem Leben das, was ihm das Leben verheißen hat.

Diese seine Selbsterfüllung aber ist er nicht nur sich selbst schuldig, um das ihm zubestimmte Maß von Glück zu erringen. Die volle Bedeutung gewinnt diese Pflicht zur Eigenentfaltung, über dieser Aufgabe ruht die volle Weihe des Rechts, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß das Volk Anspruch auf diese Kraftentfaltung und Ausbildung jedes einzelnen hat. Ein jeder ist es seinem Volke schuldig, aus seinem Schatz, sei er groß oder klein, das Beste und Höchste auszuwerten und darzubieten. Aber da alle endlichen Verpflichtungen nur Stärke und Tiefe haben, wenn sie zugleich Verpflichtungen gegenüber dem Ewigen, Göttlichen sind, so ist ein jeder gehalten, seine Kraft zu vollenden. Da die Schöpfung uns mit bestimmten Gaben ausgestattet hat, sind wir vor der großen Schöpfungsmacht selbst verpflichtet, diese uns verliehenen Gaben zu lebendigen, wirksamen Gütern emporzubilden, zu unserem Glück, zum Segen unseres Volkes, zur Verherrlichung des großen Lebens in Zeit und Ewigkeit.

So heben sich drei Ideale am geschichtlichen Himmel ab. Als erstes die Menschenliebe, aus welchem Urgefühl alle Sittlichkeit entspringen muß. Diesem Ideal reiht sich an der strenge Pflichtbegriff Kants. Aus allen Jahrhunderten, soviel auch von Tugend geredet ward, ist es offenbar nur Kant, der das sittliche Leben bereichert, ihm eine neue Vertiefung gegeben hat. Seine herbe, unmißsichtliche Forderung, daß jeder sich freiwillig dem allgemeinen Gesetz unterwerfe, daß jeder den anderen niemals nur als Mittel verwerte, sondern ihn immer zugleich auch als Zweck, als Selbstzweck anerkenne und ehre: was ist diese Tugendlehre anderes als die erhabene große Tugend der Gerechtigkeit? Nun aber reiht sich der Menschenliebe und der Gerechtigkeit als drittes Glied an: die hohe Leistung. Die hohe Leistung erst schließt den Kreis der großen Tugenden. Auch die Leistung ist Pflicht, sittliche Pflicht und religiöse Pflicht. Es ist das unbestreitbare Verdienst Nietzsches, diese Tugend der Leistung mit eindringlichen, hinreißenden, machtvollen Worten verkündet zu haben. Damit wurde er der Vorbote dieser Zeit, die die Tugend und Pflicht der Leistung zum Lebensgesetz des gesamten Volkes erhoben hat. Nietzsche, im Uberschwange seiner Entdeckerfreude, wäunte, nun müßten um der neuen Tugend willen die alten, ehrwürdigen Tugenden abgebrochen werden. Er sprach von einer „Umwertung aller Werte“, die er heraufführen wolle. Er stellte sich zum Kampf gegen die vom Alter geheiligten Ideale der Geschichte. Das war sein Irrtum. Unangetastet, in unvermindertem Glanze sollen weiter bestehen und leuchten die Gebote der Liebe und der Gerechtigkeit. Aber die Leistung, die hingebungsvolle, aus den letzten Quellen der Seele hervorbrechende Leistung, die große Latkraft und Schaffenskraft soll sich den überkommenen Idealen angliedern oder, richtiger gesagt, eingliedern. In den sanften Fesseln der Menschenliebe, in den starren Ketten der strengen Gerechtigkeit, innerhalb dieser unerschütterlichen Gesetzmäßigkeit steige empor die hohe Leistung, die starke Tat. Dann schreiet unser Volk neuen Siegen entgegen. Nicht zum Sterben, sondern zum Leben rufen wir in die bewegte Zeit hinein:

„Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag!“



Sämtliche Entwürfe: Gartenbaudirektor Schmidt.

Lichtbilder: R. D. Irmer.

Aus einem Bruchfeld im Kaligebiet wurde — Deutschlands einziges Solefreibad.

„Schönheit der Arbeit“ als Hochschulfach.

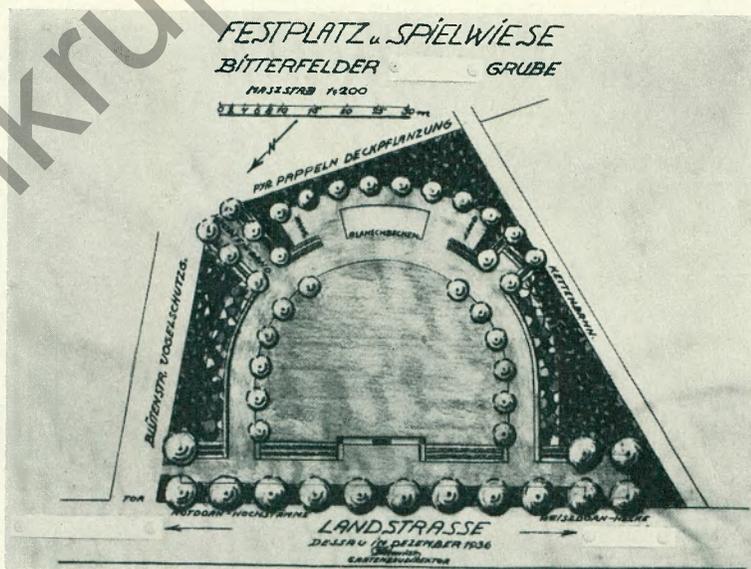
Von Hans Schmidt und Rudolf Oskar Irmer.

Die Staatliche Hochschule für angewandte Technik in Köthen (Anhalt) hat als erste in Deutschland die „Schönheit der Arbeit“ als Hochschulfach aufgenommen. Wir haben die beiden Vorkämpfer für die Wiederherrichtung eines schönen Landschaftsbildes im mitteldeutschen Industriegebiet, Gartenbaudirektor Hans Schmidt, Dessau (der als Dozent berufen wurde), und Schriftleiter Rudolf Oskar Irmer, gebeten, uns über ihre praktischen Arbeiten zu unterrichten, auf denen sich der Lehrstuhl aufbaut.

Wer durch Mitteldeutschland fährt, empfindet einen starken Gegensatz zu andern deutschen Gauen. Teils im Wald, noch mehr aber zwischen Rübenfeldern liegend, ziehen sich riesige Werke, weitläufige Kohlengruben im Tagebau und mitunter nicht gerade schöne Wohnsiedlungen hin. Besonders häßlich ist es, wenn die Industrie unserer Väter wohl das Gute der Erde entnahm, dann aber die Reste einfach liegenließ als Schandfleck der Landschaft. Mitteldeutschlands Industriegebiet ist in den Gründerjahren des vorigen Jahrhunderts rasend emporgewachsen. Wahllos und stilllos baute man aus gelbem Ton die „Arbeiterhäuser“ so, wie es sich gerade ergab. Niemand mußte etwas von Landesplanung, kein Mensch kümmerte sich darum, daß häßliche Kohlenseen mit hochgefürmten Rippbalden und Aschen-

bergen abwechselten. Man empfand nicht das Verneinende solcher Wirtschaftsführung. Dazu kam das vielerlei Recht, das gerade in Mitteldeutschland mit seinen zahlreichen Duodezstaaten herrschte. Mitteldeutschland ist hier gefaßt als das

Gebiet von der Niederlausitz bis zum Harz und von der Magdeburger Börde bis zu den ersten Anhöhen des Thüringer Landes. Den Anstoß, sich mit diesem reichen Lande zu befassen, gab der Gedanke der Reichsreform, der in den Nachkriegsjahren auftauchte. Ihm wurde in den Systemjahren keine Genugtuung. Das Dritte Reich löst das Grundfäßliche. Für die endgültige Territorialgestaltung, die in Arbeit ist, gibt es keine Denkschriften von Städten und Ländern mehr, die in der Systemzeit den Gipfelpunkt im gegenseitigen Rangablaufen und in der damit verbundenen Eifersüchtelei

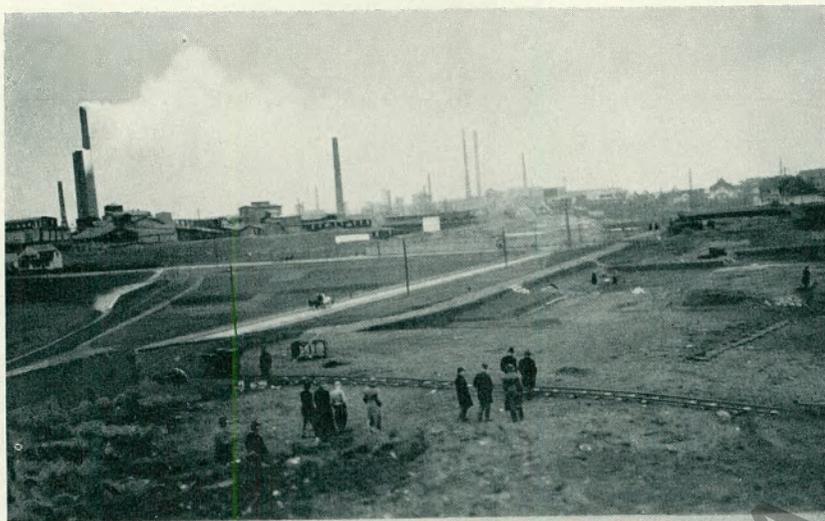


Festplatz und Spielwiese einer Braunkohlengrube im mitteldeutschen Industriegebiet.

sahen. Heute überläßt, nach einheitlichen nationalsozialistischen Grundsätzen verwaltet, die Gesamtlandschaft die Endlösung dem Reich und ist daran gegangen, sich auf das Wesentliche zu besinnen: die Schäden der Industrialisierung der Gründerjahre so schnell wie möglich wegzuwischen und Neues aus anderem Geiste anzufassen als vor einem Menschenalter oder vor 1933.

Zahlreiche Einzelarbeiten sind seither geleistet, stürmischen Aufschwung nahm die Entwicklung nach dem Umsturz. Jetzt haben die Gedanken und Arbeiten dazu geführt, daß die Staatliche Hochschule für angewandte Technik in Kötthen (Anhalt) einen Lehrstuhl für „Schönheit der Arbeit“ errichtet, dessen Vorlesungen als Pflichtfach den technischen Nachwuchs mit den Grundzügen bekannt machen sollen, die ein verantwortlicher Industrielleiter im Dritten Reich kennen muß. Dabei ergibt sich eine Dreiteilung der Aufgaben, die zeigt, wie umfassend der Gedanke „Schönheit der Arbeit“ ist, wenn man ihn so anpackt, wie es in Mitteleuropa seit etlichen Jahren praktisch geschehen ist.

Wir bringen einige praktische Beispiele aus unserer langjährigen gemeinsamen Arbeit, die bereits durchgeführt wurden.



Aus einem 28 Meter hohen Aschenberg bei Staßfurt wird in Halbjahresfrist ein botanischer Schul- und Lehrgarten!

Wir gehen vom arbeitenden Menschen aus und suchen ihn in vielerlei Form auf. Dabei ergibt sich der erste Arbeitskreis: Arbeitsplatz und Werk. Aus ihnen entwickelt sich alles Weitere. Der Bauer ist bei seiner Arbeit im Tages- und Jahreslauf umgeben von der Natur. Er sieht die Farbenfreudigkeit seiner Landschaft. Der Arbeiter an der Maschine ist davon ausgeschlossen. Pflanzlichen Schmuck in Maschinensäle zu bringen, geht meist aus vielerlei biologischen Gründen nicht. Der Arbeitsplatz des Arbeiters muß dem Maler und Innengestalter überlassen bleiben. Aus der Formgebung des Raumes, aus seiner Durchlichtung von außen und innen und aus der Farbwirkung resultiert die Schönheit des Arbeitsplatzes. Dann aber soll, soweit es angeht, der Blick des Arbeiters zum Fenster hinausfallen zu dem schönen Innenhof. Hier beginnt die Arbeit des Gartengestalters,

der nunmehr das weitaus größte Betreuungsfeld bekommt. Denn neben dem Kameradschaftsraum soll, wenn die Jahreszeit es irgend gestattet, der Arbeiter hinaus ins Freie. Dort soll er seine Pausen verbringen. Deshalb ist das A und D für jeden, auch den kleinsten Fabrikbetrieb der schöne Innenhof. Die Elemente, aus denen der Innenhof gestaltet

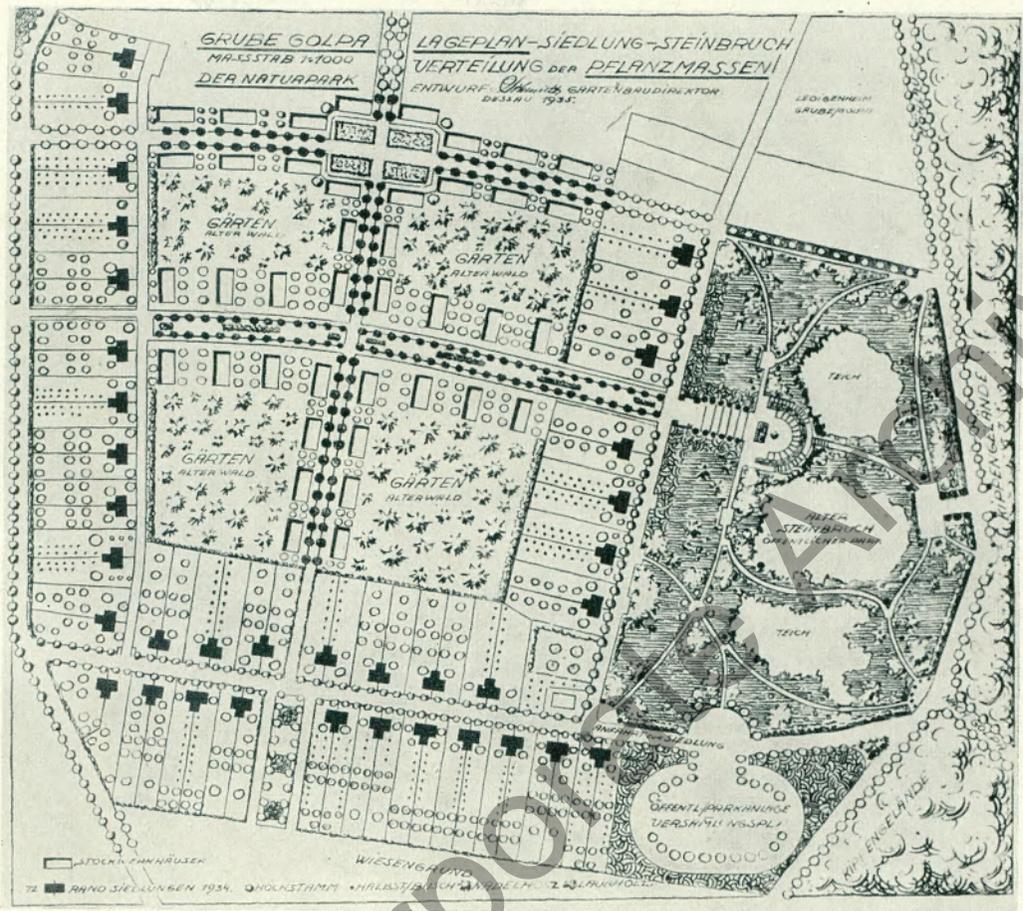


Die „Rippe“ einer Bitterfelder Braunkohlengrube wird zum Volkspark.
Der heutige Anblick.

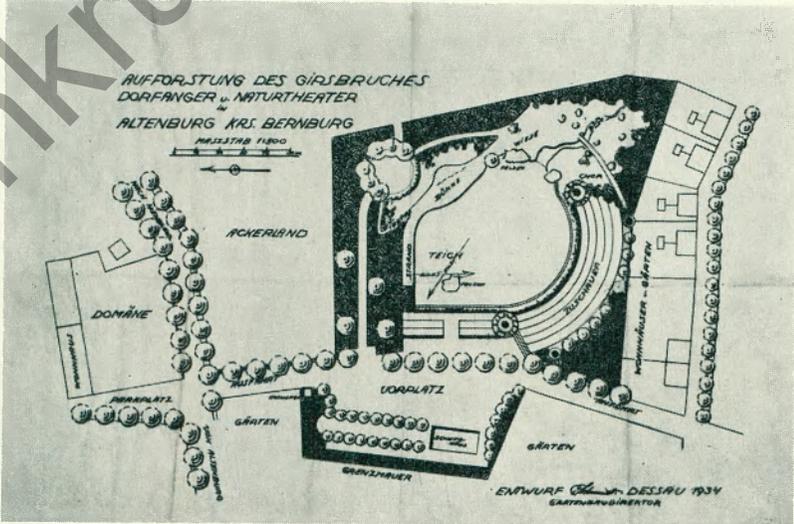


Der Entwurf für die Umgestaltung.

Ein alter Steinbruch wird zum Volkspark für eine Siedlung der Elektrowerke AG. in Golpa-Zschornewitz.



wird, sind Wasser, Schatten, Sonne, Erdfächenbehandlung. Das Wasserbecken des Innenhofes ist ein Zweckbau, es kann als Feuerlöschstelle oder als Kühlbecken für maschinelle Anlagen oder als Trinkgelegenheit mit Brunnen angelegt sein. Den Schatten bringt die Pergola aus rauchharten Gehölzen. Rhododendron, Prunus, Knöterich streuen dazwischen. Hohe und höchste Bäume — rauchhart, mit deckenden überragenden Kronen, wechselnd mit Immergrün — verdecken die kahle Fabrikwand. Frucht bäume kommen aus erzieherischen Gründen grundsätzlich nicht in Frage. Sonne muß ausgiebig herzukönnen. Deshalb ist die Liegewiese unerlässlich. Jedes Teppichbeet ist fehl am Platz, denn der Belegschaft muß genügend Auslauf für die Pause bleiben. Ein Innenhof ist kein Park. Als Krokuswiese für das zeitige Frühjahr, wenn noch niemand im Gras liegen kann, wirkt die Liegewiese seelische Wunder. An den Wegen stehen langblühende Artenstarkleuchtender Staudenblütler in einer Farbenfolge, die den längsten Teil des Jahres hindurch Blüten bringen. Farbenfrohe Bänke ergänzen das Bild. Nach diesen Gesichtspunkten wurden viele Innenhöfe geschaffen. Darüber hinaus wurden, wie auf der Grube Luise in Bitterfeld, Betriebsappellplätze angelegt,



Herrichtung eines alten Gipsbruches zu einem Dorfanger und Naturtheater in Altenburg (Kr. Bernburg).

mitten im Werk oder dicht an der Straße. Die Wege sind mit Kies bestreut. Im reichsten Maße sind Platten aus deutschem Naturstein verwendet. Der zweite Arbeitskreis erfasst den Arbeiter an seinem Feierabend, in seiner Siedlung, in seinem Industriedorf, in seiner Stadt. Hier hat das letzte Menschenalter unendlich viel gesündigt. Das Wirken im zweiten Arbeitskreis greift zum dritten Arbeitskreis hinüber und wird damit zum Schulbeispiel für ganz Deutschland. Der dritte Arbeitskreis umfaßt die mitteldeutsche Gesamtlandschaft. Wie beim Arbeitsplatz und beim Werk die Einwirkung auf das menschliche Gemüt im Vordergrund steht, so ist es auch in der Wohnstätte und in der Landschaft. Man freut sich, wenn man durch Straßenzeilen und Siedlungen geht, in denen der gute alte deutsche Bauerngarten wieder eine Heimstätte gefunden hat. Bei der Gesamtlandschaft von der Niederlausitz bis zum Harz und von der Magdeburger Börde bis zu Thüringens Bergen kam es darauf an, die Schandflecke aus früheren Jahrzehnten wegzuwischen. In der Nähe des Kraftwerkes Golpa-Zschornewitz der Reichs-elektrowerke lag ein erschossener Steinbruch; er war zu nichts mehr nütze und verschandelte die



Die Betriebsgemeinde Greppin schuf inmitten von Erholungsanlagen für die umliegenden Werke diese von Sportplätzen umgebene Turnhalle.

Unten: Das Innere der Halle gibt zugleich einen mustergültigen Theatersaal, ein Beispiel, wie man mit geringem Kostenaufwand „Schönheit der Arbeit“ mit dem kulturellen Erfordernis vereinigt.

Gegend. Dahinter sollte eine Siedlung erbaut werden. Was lag näher, als den erschoffenen Steinbruch zu einem kleinen Erholungspark für diese Siedlung zu machen? Nun ist der Schandfleck weg. In Leopoldshall dehnt sich ein Bruchfeld vom Salzbergbau, heute ist aus dem Bruchfeld das einzige deutsche Solefreibad geworden. In der Sommersaison baden die Bewohner des ganzen Industriebezirks und der weiteren Umgebung unter freiem Himmel im Solbad. Die Ärzte verschreiben den Kindern regelrechte Kuren im Leopoldshaller Solefreibad. Wieder war ein Schandfleck der Landschaft als Industrierrückstand in ein nützlich und schönes Fleckchen Erde umgewandelt. Oft wiederholt sich das Motiv,

aber es kommen auch zahlreiche neue dazu. In Staßfurt erhebt sich seit einem Menschenalter ein Aschenberg. Er ist achtundzwanzig Meter hoch und viele hundert Meter lang. Die Häuser sind herangewachsen, eine neue Siedlung wurde rundherum gebaut. Immer noch lag der Aschenberg da, wegfahren konnte man die Asche nicht. Der Bürgermeister von Staßfurt gab einer Anregung statt, und aus dem Aschenberg, auf den Muttererde kam, entstand ein botanischer Schul- und Lehrgarten mit einem schönen Erholungs-

park für die umliegenden Siedlungen. Von der Höhe hat man einen weiten Blick über das Land bis zum Harz. In einem halben Jahre war die Anlage fertig. Damit wurde das Problem der Rippen und Halden angefaßt: Kohlenseen wurden Bäder oder Angelplätze, Halden Volksparks. Die Anpflanzung der Halden machte größte Schwierigkeiten, denn hier kommt es auf den Boden an. Saurer Boden ist anders zu behandeln als Salzboden. In Braunkohlengebieten muß man anders verfahren als im Kaligebiet. In Bernburg und an andern Stellen der Saale, im Bitterfelder Gebiet liegen riesige Halden, teils aus dem Braunkohlenbau kommend, teils aus Rückständen der Kaliindustrie sich bildend. Mit vielerlei Kleearten gingen die Versuche an, Humus auf diese windausgesetzten hohen Halden zu bekommen, die wie riesige Tafelberge in der Landschaft liegen. Die Versuche sind gelungen. Die Zeit ist nicht fern, in der die Haldenoberflächen, die wertvollen Boden mit taubem Erdreich bedecken, wieder der Kleinwirtschaft zugeführt werden in Form von Schrebergärten. In Bitterfeld wird jetzt eine riesige Rippe neu geschüttet.

Es muß im Weichbild der Stadt geschehen. Bergbauingenieur und Gartengestalter arbeiten zusammen, die Rippe wird so geschüttet, daß ihre Ränder für die Wohnungen rundherum einen schönen Park abgeben, die Oberfläche aber soll ein Zwecksystem der wirtschaftlichen Nutzung tragen. So wird zweierlei erreicht: die häßlichen Schandflecke von einst verschwinden nach und nach, die Neuanlagen werden unter dem Gesichtspunkt der Schönheit der Arbeit geschaffen. Hier konnten nur etliche Beispiele gezeigt werden, die Reihe ist bedeutend länger und nimmt immer mehr zu.

Vom Arbeitsplatz des einzelnen ausgehend, über das Werk zur Siedlung fortschreitend und schließlich auf eine ganze Landschaft ausgreifend, das ist die Schönheit der Arbeit, die in Mitteldeutschland planmäßig seit Jahren gefördert wird. In der freien Landschaftsgestaltung, für die die klassischen Vorbilder des Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, der den berühmten Park zu Wörlitz schuf, mit ihrer Ferme ornée maßgeblich sind, liegt das Totale der Auffassung, den deutschen Arbeiter auch in seinem Privatleben mit einer Schönheit der Arbeit zu umgeben. Große Industriewerke und



zahlreiche Gemeinden sind bereitwillig auf die Vorschläge eingegangen. Vom Landschaftsgestalter greift die Reihe der durchgeführten Planungen über zu anderen Zweigen der darstellenden Kunst, denn der Bildhauer und der Maler werden ja auch eingeschaltet.

In diesem Sinne wird an der Köthener Hochschule für angewandte Technik gelehrt werden, nicht, um junge Ingenieure zu Gardendirektoren zu erziehen, sondern um sie bekannt zu machen mit den Grundsätzen, daß Technik schön ist, daß sie in diese Schönheit der Maschine und der Bauelemente draußen in der Landschaft auch den Menschen einbegreift, wenn er zu Hause seinen Feierabend verbringt. Eine ganze Landschaft, die, weil sie hochindustrialisiert, einen einzigen Arbeitsplatz darstellt, ist unter dem Gesichtspunkt der Schönheit der Arbeit genommen worden. Nach dynamisch-biologischen Grundsätzen wird ein Industrieland von alten Schläcken befreit und damit wieder schön gemacht. Durch den Köthener Lehrstuhl wird das Samen Korn in weite Kreise des technischen Nachwuchses gesenkt.



Blick in die Siedlung Bochum-Weitmar (Baujahr 1935) Lichtbild: Hallenleben.
für Gefolgschaftsmitglieder des Bochumer Vereins.

Neuzeitlicher Arbeiterwohnungsbau.

Von Dr. jur. Fußhan.

Die Wandlung von der Arbeitsbeschaffung zum Problem der Beschaffung von Arbeitskraft hat sich in der deutschen Wirtschaft in einem Zeitmaß und mit solcher Wucht vollzogen, daß es eines gelegentlichen Besinnens bedarf, um die richtige Einstellung zu den Tagesfragen zu gewinnen. So könnte zum Beispiel der Bau von Arbeiterwohnstätten als unangebracht in einem Augenblick empfunden werden, wo Rüstung, Vierjahresplanbauten und die Jungangsetzung von Vierjahresplanbetrieben ohnehin die Material- und Arbeitskraftdecke aufs höchste anspannen. Und in der Tat ist auch gelegentlich der Bau von Arbeiterwohnungen als Konjunkturreserve bezeichnet worden, als eine Aufgabe also, die zwar grundsätzlich erwünscht, sogar notwendig, die aber doch nicht so dringlich ist, um nicht ohne Schaden zurückgestellt werden zu können, bis das Abflauen der Arbeitsintensität auf anderen Gebieten das Nachrücken des Wohnungsbaues in den freigewordenen Raum erwünscht sein läßt.

Diese Auffassung verkennt die sozialpolitische Bedeutung des Arbeiterwohnbaues. Zu der sozialen Neuordnung

Deutschlands gehört als vordringliche Gegenwartsaufgabe auch die Versorgung des deutschen Arbeiters mit gesunder, ausreichender und seinen Haushalt nicht unangemessen belastender Wohnung. Denn: Arbeitsfriede, Arbeitswilligkeit und Arbeitsfreude haben zur Voraussetzung nicht nur Gemeinschaftsgeist im Betriebe, gesunden und freundlichen Arbeitsplatz, sondern auch eine Wohnung, in der die Familie sich heimisch fühlt, die mithin zum wirklichen Heim des Arbeiters zu werden geeignet ist. Daß aber — auch heute noch — mehrere Familien eine Wohnung teilen müssen und als unvermeidliche Folge eine viel zu starke Belegung des einzelnen Wohnraumes stattfindet, ist nicht etwa eine verschwindende Einzelercheinung, sondern verhältnismäßig häufig zu verzeichnen, ja, bei dem oft unvermeidlichen Zugang auswärtiger Arbeiter sogar noch in der Zunahme begriffen. Die Neuschaffung von Wohnstätten läßt sich daher nicht auf die Zukunft verschieben. Sie ist vielmehr im größtmöglichen Umfange unverzüglich auszuführen.

Daß die Industrie den Arbeiterwohnstättenbau zwar fördern, ihn aber nicht durch den Bau eigentlicher Werkwohnungen selbst betreiben soll, entspricht der Zeitauffassung. Drei gemeinnützige Gesellschaften, die Rheinische Wohnstätten A.G., Duisburg, die Rheinisch-Westfälische Wohnstätten A.G. in Essen-Gelsenkirchen und die Westfälische Wohnstätten A.G. in Dortmund, wurden daher von den Vereinigten Stahlwerke mit dem Bau von Heimstätten und



Straßenweiser
in der Siedlung
Bochum-Weitmar.



Blick in die
Emil-Kirdorf-
Siedlung
der Zeche
„Minister Stein“
Dortmund
(Baujahr 1901).

Lichtbild: Hallensleben.

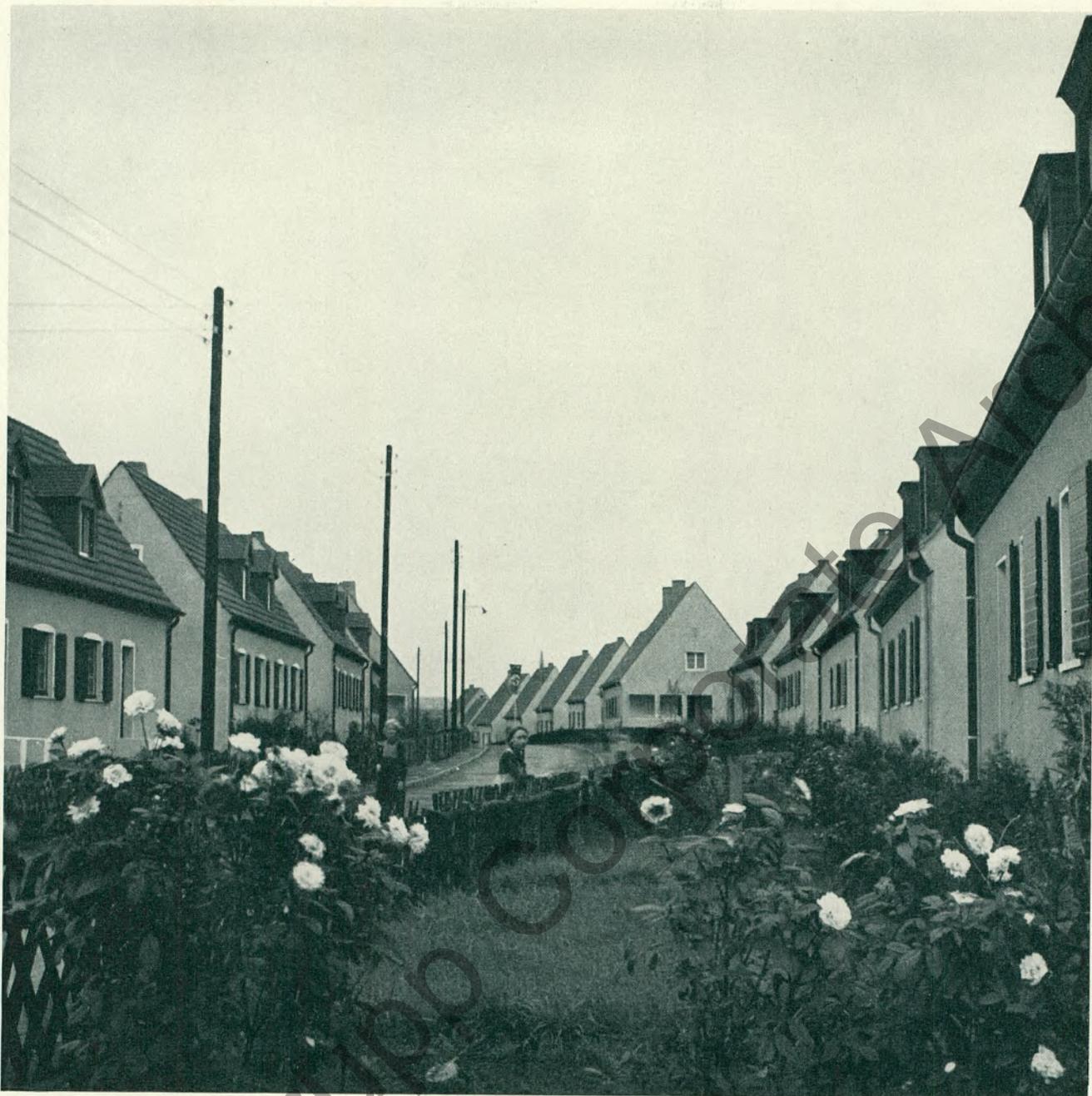
Siedlungen für die Gefolgschaftsmitglieder der einzelnen Betriebsgesellschaften betraut. Gleichzeitig wurde nahezu der gesamte Bestand an vorhandenen Werkswohnungen im Bereich der Vereinigten Stahlwerke den vorgenannten Gesellschaften übertragen, die damit das Erbe einer auf mehr als ein halbes Jahrhundert zurückblickenden Tätigkeit der Gründergesellschaften der Vereinigten Stahlwerke auf dem Gebiet des Werkswohnungswesens antraten. Heute unterstehen rund 53 000 Wohnungen ihrer Obhut. Sie zu pflegen und zu verbessern ist die eine Seite ihrer Aufgabe, die, unter der Annahme einer durchschnittlichen Belegung der Wohnung mit fünf Personen, rund 260 000 Menschen, mithin der Einwohnerzahl einer mittleren Großstadt zugute kommt. Einige Bilder aus alten Werksiedlungen mögen zeigen, wie sehr auch früher auf freundliche Gestaltung durch Grünschnitt und Hausgärten Wert gelegt wurde.

Dem Bau von Kleinwohnungen — Mietwohnungen, Kleinsiedlungen und Eigenheimen — wandten sich die Wohnstätten-gesellschaften nach der ihrer Organisation gewidmeten Anlaufzeit seit 1935 zu. Sie konnten bisher rund 1 500 Wohnungs-

einheiten fertigstellen und mit dem Bau von weiteren rund 1 500 Wohnungen beginnen. Für 1938 wird der Bau von 3 300 Wohnungen vorbereitet. Kennzeichnend ist dieses Aufbauprogramm durch seine Gliederung in zahlreiche auf das Gebiet zwischen Duisburg und Bielefeld in der West-Ost-, zwischen Emden und Engers in der Nord-Süd-Richtung verstreute Bauvorhaben.

Die dringendste Nachfrage machte sich zunächst nach der Zweizimmerwohnung geltend. Für zahlreiche junge Eheleute, die notdürftig bei Eltern oder sonst als Untermieter Obdach gefunden hatten, ist sie die begehrteste Wohnungseinheit. Mit Wohnküche, Schlafzimmer und Nebengelass ausgestattet, bietet sie, zumal wenn in der Wohnküche für Herd und Spül-tisch eine vom Wohnteil abtrennbare Nische ausgebildet ist, eine sehr zweckmäßige Wohnung, die bei 22 bis 26 Reichs-mark Monatsmiete für durchschnittlich 30 Quadratmeter Wohnfläche auch den großen Vorzug der Billigkeit hat. Als Beispiel solcher Wohnungen wird die in Hattingen, Im Heggerfeld, 1935 gebaute Gruppe nebst Grundriß gezeigt.

Im beschränkten Umfange wird die Zweizimmerwohnung immer ihre Bedeutung behalten. Bietet sie doch außer für



Lichtbild: Hallensleben.

Strasse der 168 Siedlerstellen umfassenden Siedlung Bochum-Weitmar
für Gefolgschaftsmitglieder des Bochumer Vereins für Gusstahlfabrikation.

das junge Ehepaar auch für ältere Eheleute mit kleinem Haushalt den ihren Bedürfnissen durchaus angepassten Wohnraum. Unverkennbar aber sind auch die Bedenken gegen ein Übermaß dieses Wohnungstyps. Er ist keine geeignete Wohnungsform für die wachsende Familie. Vom bevölkerungspolitischen Standpunkt aus verdient deshalb die Drei- und Vierzimmerwohnung den unbedingten Vorrang. Bei dieser Abkehr zur Drei- und Vierzimmerwohnung tritt naturgemäß die Frage nach der Miethöhe entscheidend in den Vordergrund. Das dritte Zimmer mußte schon zur Schlafkammer werden, in der jedoch zwei Betten hintereinander aufgestellt werden können, wenn die Miete auf 28 bis 32 Reichsmark beschränkt bleiben sollte. Eine Wohnung mit Wohnküche und zwei annähernd gleichgroßen Schlafzimmern, die insgesamt etwa 50 Quadratmeter umfaßt, war nicht unter 36 Reichsmark Monatsmiete herzustellen und damit für einen Teil der Wohnungsanwärter zu kostspielig. Auch die Bereit-

stellung von Kleintierställen scheidet bei den neuzeitlichen Mieterwohnungen an der Kostenfrage und den Grenzen, die für die Mieten im Arbeiterhaushalt gesetzt sind. Erst recht kann die Vierzimmerwohnung, wenn ihre Miete sich innerhalb dieser Grenzen bewegen soll, neben Wohnküche und Elternschlafzimmer nur zwei Schlafkammern enthalten. Selbst diese Wohnung ist kaum für eine Monatsmiete von 36 Reichsmark bereitzustellen.

Wir haben es hier mit dem alten und immer wiederkehrenden Problem des Arbeiterwohnstättenbaues zu tun. Klaffen die Kosten des für den Arbeiter notwendigen Wohnraumes mit dessen Möglichkeit, die sich ergebende Kostenlast in Gestalt der Miete zu tragen, auseinander, dann muß entweder der Staat in Form von verlorenen Zuschüssen einen Teil der Kosten aufbringen, oder er muß durch Beschaffung verbilligter Finanzierung die Niedrighaltung der Mieten fördern. Seit 1933 sehen wir die Entwicklung von der anfänglichen

Rechts:
Heimstätten-
Siedlung
bei
Witten (Ruhr)
für
Gesellschaftsmitglieder
der Ruhrstahl-AG,
Witten.

Lichtbild: Hallenleben.

Unten: Block
für
acht Familien
in
Duisburg-
Hochfeld
(Baujahr 1923).

Lichtbild:
Rhein. Wohnstätten-AG.



Beschränkung auf die bloße Finanzierungserleichterung durch Gewährung von Reichsbürgschaften über die weitergehende Finanzierungsstütze durch Bereitstellung von Reichsdarlehen bis zu der jüngsten Stufe, in der die Zinsen von Reichsdarlehen gesenkt werden und damit eine unmittelbare Mietverbilligung erreicht wird.

Auch die Wohnstätten-gesellschaften haben sich der jeweils gebotenen Erleichterungen bedient, denn nur dadurch konnten sie gewiß sein, unter den günstigsten Bedingungen Neubaumoh-



Links:
Neue Siedlung
in
Dortmund-Eving
für
Gesellschaftsmitglieder
der Gruppe Dortmund
der Gelsenkirchener
Bergwerks-AG.

Lichtbild: Hallensleben.

Unten:
Wohnblock
in
Witten
für
Gesellschaftsmitglieder
der Ruhrstahl-AG.,
Witten (Ruhr).

Lichtbild:
Rheinisch-Westfälische
Wohnstätten-AG.

nungen zu erstellen. Besonders der Bau von Volkswohnungen mit Reichsdarlehen wurde sofort nach Bekanntwerden der Maßnahmen der Reichsregierung in Angriff genommen. Von der zweiräumigen Volkswohnung im Geschoszbau gingen sie, sobald die für die Reichsdarlehen maßgebende Baukostengrenze dies zuließ, zu der dreiräumigen Volkswohnung über. In einem eineinhalbstöckigen Doppelhause sind vier solcher Wohnungen angeordnet. Im Erdgeschoss und im Dachgeschoss eines jeden Hauses befindet sich eine drei-





Anbringen eines Reliefschmuckes am Giebel eines Hauses der Siedlung „Fahrnerstraße“ in Duisburg-Hamborn.

Lichtbild:
Heimische Wohnstätten-AG.

räumige Wohnung mit gemeinsamem Hauseingang, sonst aber selbständiger Ausstattung. Diese Häuser ähneln äußerlich sehr stark den Kleinstädten und eignen sich vorzüglich, als Mietwohnungen unter eine Gruppe von Kleinstädten gemischt zu werden. Bei solcher Anlage kann meist auch genügend Gartenland für jeden Mieter bereitgestellt werden. So haben wir es hier mit Mietwohnungen zu tun, die einen organischen Übergang zur Kleinstadt bilden, und mit Häusern, die sehr wohl später einmal von einem ihrer Mieter zu Eigentum erworben werden können. Solange er den zweiten Mieter behalten will und kann, würde er Kleineigentümer mit der Vermietung einer Einliegerwohnung sein. Bedarf er der zweiten Wohnung zur Unterbringung seiner eigenen Familie, so wird er das ganze Haus in Anspruch nehmen. Durch den Bau eines Kleinviehstalles kann er sein Anwesen zur echten Kleinstadt erweitern.

Um zu dieser für den deutschen Stammarbeiter in erster Linie erwünschten Form der heimatverbundenen Häuslichkeit zu gelangen, bedarf es aber nicht des Umweges über das eineinhalbstöckige Volkswohnungshaus. Mit besonderer Hingabe haben sich die Wohnstätten-gesellschaften dem Siedlungsgedanken gewidmet in voller Erkenntnis von dessen besonderer Bedeutung für die soziale und bevölkerungspolitische Lage. In Gegenden mit von Natur aus beschränktem Bauland, wie beispielsweise im Lemetal, mußte das Eigenheim bevorzugt werden. Hier fehlt der Kleinviehstall, die Landzugabe ist geringer, die Einliegerwohnung bildet die Regel. Dafür liegen die Kosten eines solchen Eigenheimes meist bei etwa 10000 Reichsmark; sie setzen ein namhaftes Eigenkapital des Eigenheimers voraus. Im Gegensatz hierzu darf bei der Kleinstadt der Kleinviehstall nicht

fehlen. Die Landzugabe von nicht unter 600 Quadratmeter ist wesentlich. Für die Wirtschaft der Siedlerfrau tritt ergänzend zur Wohnküche ein Arbeitsraum, der vornehmlich zur Bereitung des Viehfutters dient. In Wohnräumen werden außer der Wohnküche das Elternschlafzimmer und je nach Bedarf ein bis zwei weitere Schlafräume geboten. Diesem Raumbedarf entsprechend wird das Dachgeschoß ausgebaut. Meist bleibt für später die Möglichkeit offen, einen weiteren Raum im Dachgeschoß herzurichten.



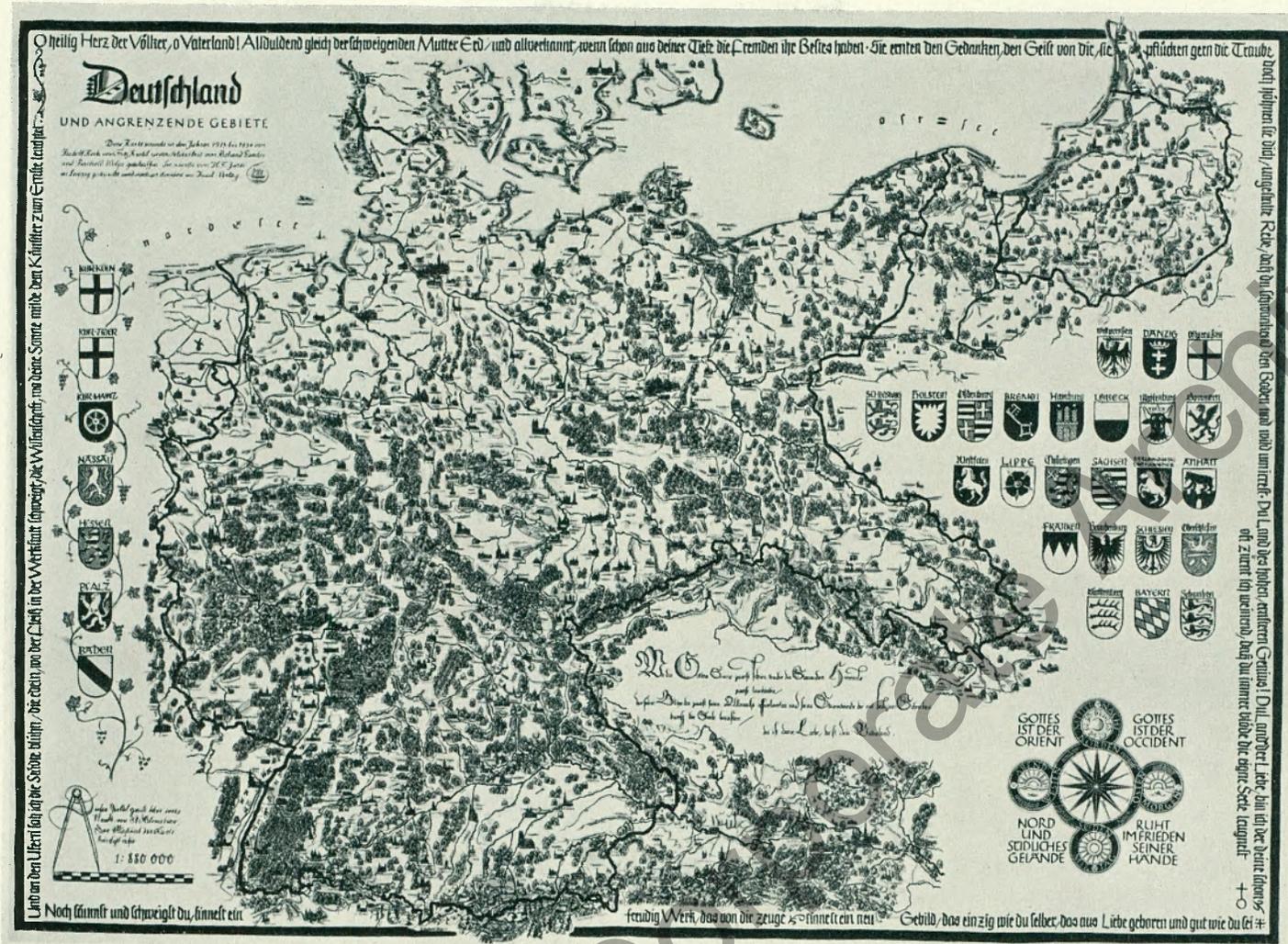
Lichtbild: Hallensleben.

Belauschtes Idyll in der Siedlung Bochum-Weitmar.

Siedlungsgedanke ist, so sehr bedarf seine Verwirklichung der sinnvollen Beschränkung, die Raummangel, eine Begleiterscheinung des Siedelns, unvermeidbare Einengung der Freizügigkeit und die gleichsam angeborene, ganz besondere Eignung des Siedlers und seiner Frau uns auferlegen. Als bester Prüfstein für Siedlungsanwärter hat sich immer noch der schon in der Vergangenheit verwirklichte Sparwille erwiesen.

Nach ersten erfolgversprechenden Anfängen in Wickede, Werdohl und Garenfeld bei Westhofen wurde die bis jetzt größte Siedlung in Bochum-Weitmar für Gefolgschaftsmitglieder des Bochumer Vereins mit anfänglich 122, jetzt insgesamt 168 Siedlerstellen errichtet. Eine zweite größere Siedlung ist für Gefolgschaftsmitglieder des Dortmund-Hörder Hüttenvereins und der Gruppe Dortmund der Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft in Dortmund-Rahm im Bau begriffen. Weitere Siedlungskerne sind in Duisburg-Hamborn, Mülheim, Gelsenkirchen, im Kreise Herlohn, in Hohenlimburg und Eichen entstanden.

Gleichsam als Zellkern sollen diese zum Teil sich auf wenige Siedlerstellen beschränkenden Siedlungen Ansatzpunkte für die weitere Entwicklung sein, sie sollen vor allem für den Siedlungsgedanken in der Arbeiterschaft durch das lebendige Beispiel werben. Denn vorsichtige Auswahl der Siedlerfamilien und gründliche Vorbereitung bei diesen sind unerlässliche Voraussetzungen. So gesund nämlich der



Die Deutschlandkarte von Rudolf Koch.

Insel-Verlag, Leipzig 1937.

„O heilig Herz der Völker, o Vaterland . . .!“

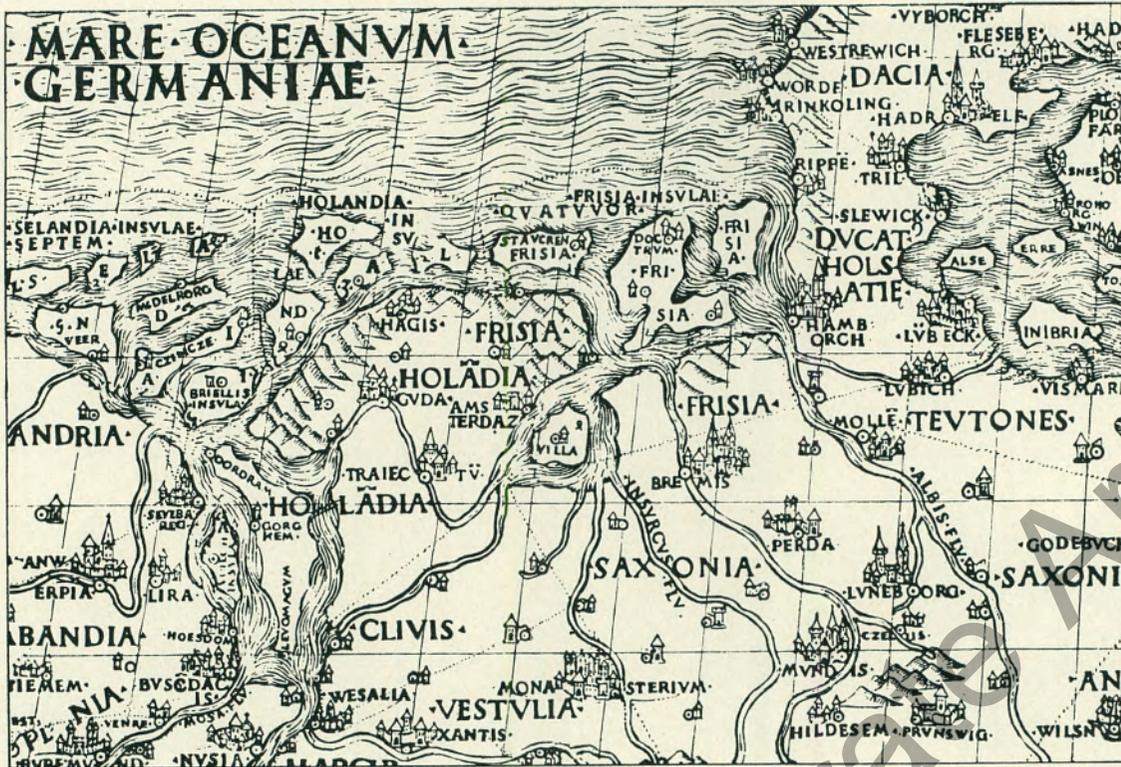
Gedanken um eine neue deutsche Landkarte
von Adolf Uzarfski.

Das Reisen mit Finger und Auge auf der Landkarte ist vielleicht die schlaackensfreieste Art des Reisens. Da ist kein Erdenrest, zu tragen peinlich; unbeschwert von Gepäck und befreit von Ziel und Zeit, fährt man auf der Landkarte und über die Landkarte hin in die weite Welt. Und wer außer seinen leiblichen Augen auch noch ein geistiges Sehvermögen hat, dem eröffnen sich die Wunder der Welt schöner und herrlicher, als sie es vielleicht in der rauhen, nur allzuoft ernüchternden Wirklichkeit tun würden. Dann schwinden die engen Wände, die dahinfliegende Phantasie läßt Auge und Finger zurück und gleitet nicht nur über bedrucktes Papier: aus geschlängelten Linien werden Flüsse, große und kleine, mit Ungestüm sich überstürzend oder ruhig dahinziehend, wie man will, vorbei an Flecken, Dörfern und Städten.

Unsrem Herzen am nächsten aber bauen sich die grünen Gewölbe der Buchen und Eichen, die schwarzen der Tannen, von Sagen und Märchen durchzogen, schwankt über den Dorfzaun der süß duftende Flieder, weht sanfter Sommerwind ein Volkslied von Mädchenlippen durch die goldmorgenden Ahrenfelder, ragen unzählig in den rauchgeschwängerten Äther Kamine und Essen von Fabriken, Hämmern und Bechen; liegen wie Kinderaugen klarblaue Seen im Kranze kiefernbestandener Berge, springen muntere Bäche und heimelig flüsternde Brunnen, ziehen auf dem majestätischen Strom buntbewim-

pelte Schiffe bergauf und talab, vorüber an gotischen Domen, uraltem Gemäuer trutziger Burgen und fruchtgesegneten Rebenhügeln: Deutschland.

Mancher mag dieser Meinung vom Vergnügen des Reisens auf der Landkarte nicht ohne weiteres beistimmen wollen. Doch wer könnte sie noch bestreiten angesichts der von Rudolf Koch und Fritz Kredel in zehnjähriger Arbeit geschaffenen Landkarte „Deutschland“ (erschieden im Insel-Verlag zu Leipzig). Denn hier ist ein Kunstwerk entstanden, „nicht vom Geographen aus, sondern vom Herzen aus und vom Vaterlandsfreunde aus gesehen“, in das sich der Deutsche begeistert versenken, auf dem er mit dem Genuß, den eine reine Freude gewährt, und in frohen Gedanken durch unseres Vaterlandes Gaue, durch seine Wälder, Täler und Städte reisen kann. Wundervoll, in fast plastischer Anschaulichkeit, liegt dieses so mannigfaltig gesegnete Land auf der Karte ausgebreitet, klar wie seine Flüsse und Seen, einfach und edel gestaltet wie seine Menschen, variantenreich wie die Vielfalt seiner Gegebenheiten. Wie unter dem Schutz des mächtigen Aars, selber wie Wächter zu beiden Seiten des weiten, herrlichen Landes, stehen die Wappen der Länder und freien Städte aufgezeichnet. Und es klingt auf von diesem Plan, was ihn als Rahmen symbolhaft umgrenzt, Hölderlins eherner Gesang des Deutschen: „O heilig Herz der Völker, o Vaterland —“.



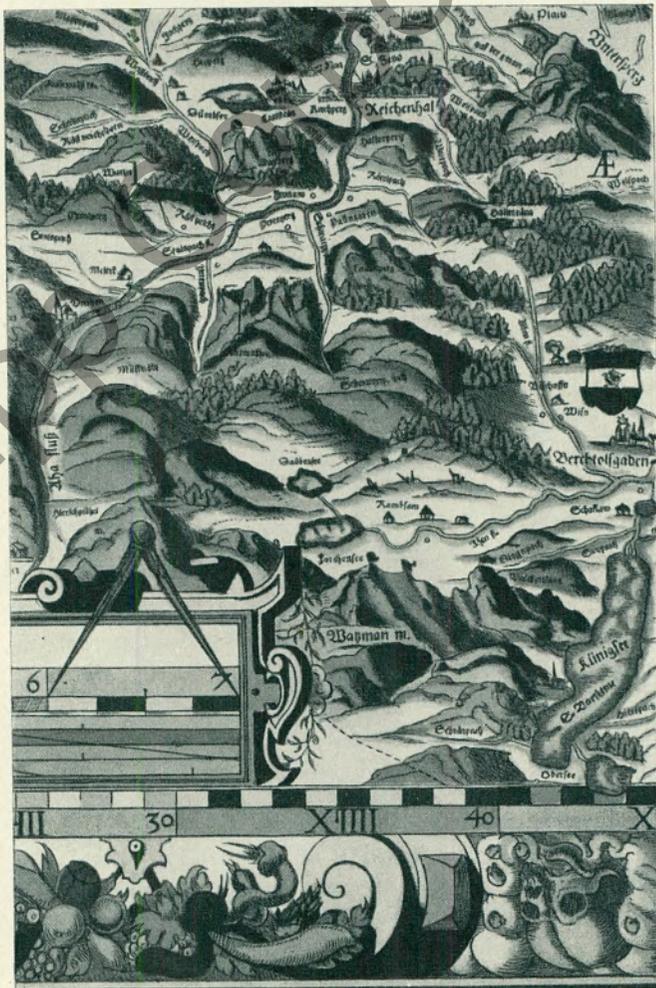
Aus der ältesten gedruckten Karte von Deutschland, bearbeitet von Nicolaus Cusanus 1491.

So schweift denn der begeistert gefesselte Blick an den großen Flüssen und Strömen entlang, durch Städte und Orte, über Wälder und felsige Höhen hinweg, nach West und nach Ost, nach Süd und nach Nord; vertieft sich Gedanke und Sinn in den köstlichen Reichtum der Formen und Farben, die ebensoviel Schönheiten dieses, unseres Landes sind, und erfreut sich das liebende Herz voll Stolz dieser Fülle von alten und neuen Baudenkmalern, Zeugen einer großen Vergangenheit wie einer vorwärtstrebenden Gegenwart, die, Städte und Orte charakteristisch kennzeichnend, wie ein Sternbild die gewaltige Fläche strahlend beglänzen.

Die hier in eifriger Arbeit geschaffene Darstellung einer geographischen Karte ist nicht absolut neu. Sie geht in ihren Grundzügen auf die primitiven Anfänge der Landkarte zurück, und nicht zufällig erinnert der Gesamteindruck stark an mittelalterliche Tafeln. Dort hat diese bildhafte Formung geographischer Elemente, die sinnfällige Kennzeichnung von Rebengeländen, Industrien, Wäldern, Städten und Höhen ihre Vorgänger. Aber dennoch ist diese Karte neu und erstmalig, weil nie vorher diese Art der Darstellung in einer so die Materie meisternden, in einer so klaren und durchsichtigen und in einer trotz aller fast verwir-

renden Fülle der Gesichte so einfachen und phrasenlosen Formung gestaltet wurde. Insofern ist sie ein hervorragendes Vorbild, kann und wird sie Anfang und Vorgängerin einer Entwicklung der Landkartendarstellung sein, die mit der bisher vorhandenen bricht und damit an Stelle einer trockenen und allzuoft langweiligen Wissenschafts- (und nur Wissenschafts-) Darstellung ein lebendigeres und anziehenderes Abbild unserer sichtbaren Umwelt gibt.

Eine solche, zukünftige Entwicklung, die ein erleichtertes, ein verschönertes Versenken in Struktur und Organismus der Erde und unseres heimatlichen Bodens erschließt, wird dann auch das noch zu meistern wissen, was heute und hier noch nicht oder nicht endgültig gelöst worden ist. So fehlt auf dieser Landkarte „Deutschland“ — bedauerlicherweise, bei der Wichtigkeit gerade dieses Teils unserer völkischen Existenz — jeglicher Hinweis auf die rein und überwiegend landwirtschaftlichen Gebietsteile und Provinzen, erscheint die stereotype und allzu klischeehafte Darstellung bewaldeter Gegenden bei der Mannigfaltigkeit und Bedeutung unserer Laub- und Nadelwälder nicht sehr glücklich und ist die geodynamische Struktur des Landes nicht überall klar zu erkennen. Wie überhaupt man sich nicht



Aus der „Drey und zwainzigst Kart“ der bayrischen Landtafel des Philipp Appian nach der Ausgabe von 1568.

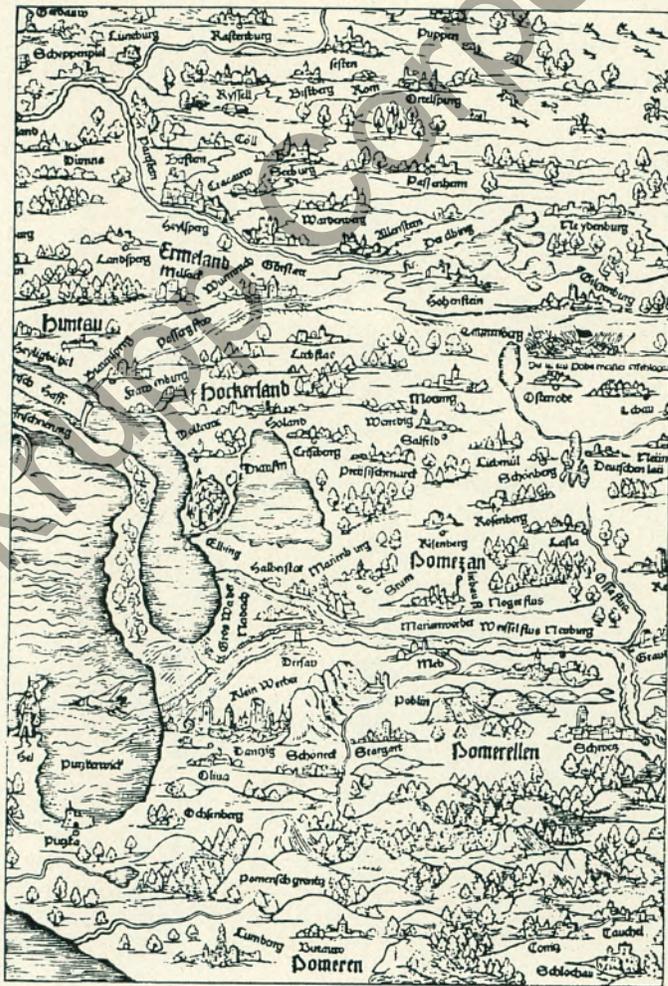
Aus
einer Karte
des
unteren Rhein-
laufs
vom Jahre
1583.



in allen Teilen des weiten Planes ohne (unbeantwortet bleibende) Fragen zurechtzufinden weiß. Da steht zum Beispiel die Magdeburger Börde, einer der fruchtbarsten deutschen Landstriche, als leere weiße Fläche, häufen sich solche „Löcher“ gen Norden und Nordwesten, manchmal wie aus Verlegenheit von einzelnen Bäumchen durchsetzt und im ganzen keinen oder nur unvollständigen Begriff gebend von dem Reichthum der Gestalt, der Nord- und Nordwestdeutschland doch ebenso charakterisiert, wenn auch auf andere Art, wie die mittleren und südlichen Gaue.

Aber diese Ausstände und Mängel seien mit dem Respekt oder eben wegen des Respektes genannt, den diese vorzügliche, diese vorbildliche Leistung verdient und wie sie zu verschweigen um so weniger Anlaß ist, als sie den Wert und die Bedeutung dieser Karte kaum schmälern können. Denn ihnen steht eine solche Fülle beglückender Einzelheiten und eine Großartigkeit der Gesamthaltung gegenüber, daß man jene kleinen Schönheitsfehler — als Bestätigung gleichsam der alten Wahrheit, wonach selbst das Schönste und Beste nicht vollkommen ist — gerne mit in den Kauf nimmt. Und so sicher denn auch unsere Theorie vom Reisen auf der Landkarte im allgemeinen nur als ein Surrogat passieren kann, so sicher ist sie mit dieser Landkarte „Deutschland“ der

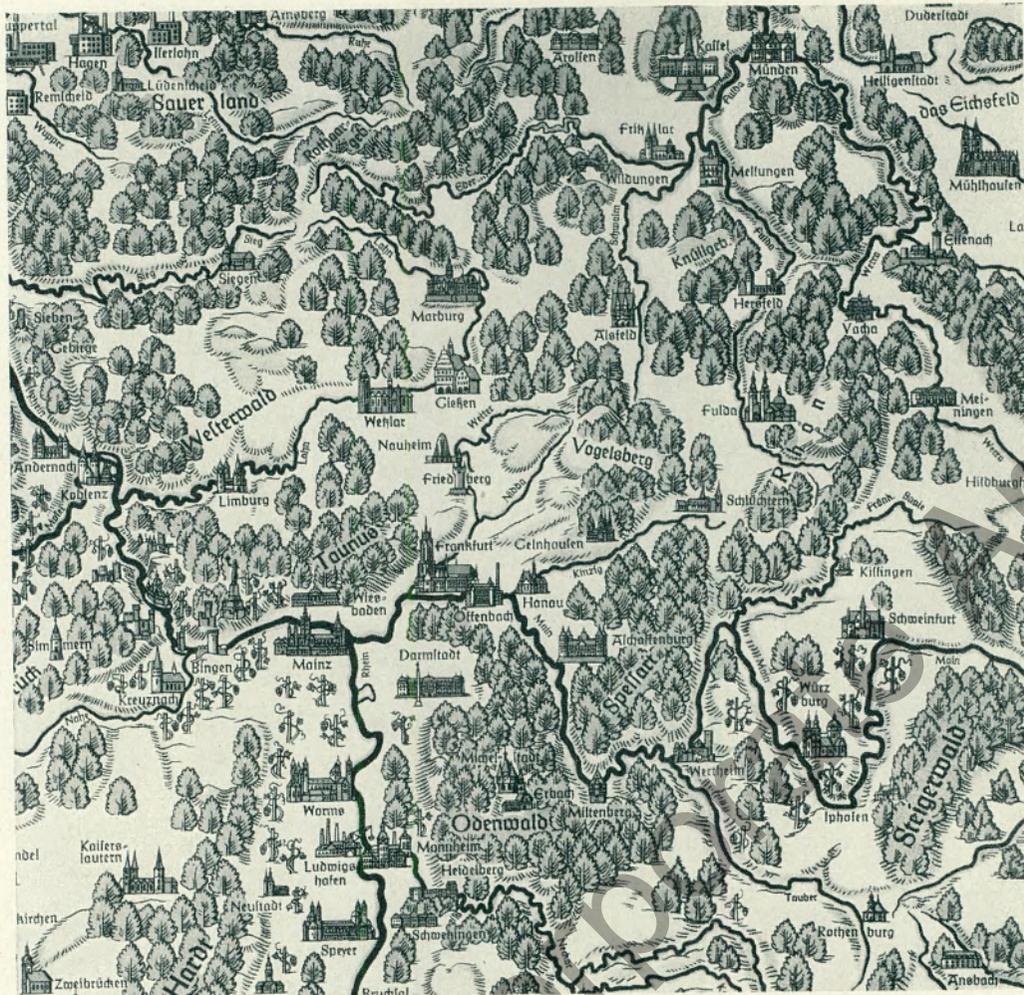
Grenze nahe, an der Dinglichkeit und Schein, Wirklichkeit und Phantasie zusammenkommen und zu schöner, harmonischer Polyphonie ineinanderklingen.



Aus einer Karte Preußens
des Heinrich Zell vom Jahre 1542.

Ein einziger prüfender Blick nur in irgendeinem Teil dieses Plans macht das bald offenbar. Mag er wie im Vogelflug von den Höhen des Rheins ostwärts gleiten, den Main entlang durch Speßart und Odenwald in die Gefilde der Stein- und Leistenweine zu den großen Denkmälern des deutschen Barocks, mag er aufwärts schweifen zu den eigenwilligen Backsteinbauten der Hansestädte, zu der Nord- und Dister blauen Fluten, oder mag er sich gen Weimar wenden, hinab dann nach Süden, wo deutsches Mittelalter ihn auf allen Schritten begleitet, bis er zuletzt von dem Grenzwall schneebedeckten Gebirgs zurückgeleitet wird — immer erfüllt der innere Blick, findet der rege, der angeregte Gedanke mehr als nur ein gelungenes Abbild, spürt über die sichtbaren Dinge hinaus, eben weil die auf dieser Karte so zwingend dahin geleiten, manches von dem, was dieses Landes Deutschland inneres Wesen, was sein Schicksal und zugleich sein weltbewegende, über alle Grenzen hinaus- und hinüberreichende Bestimmung ist.

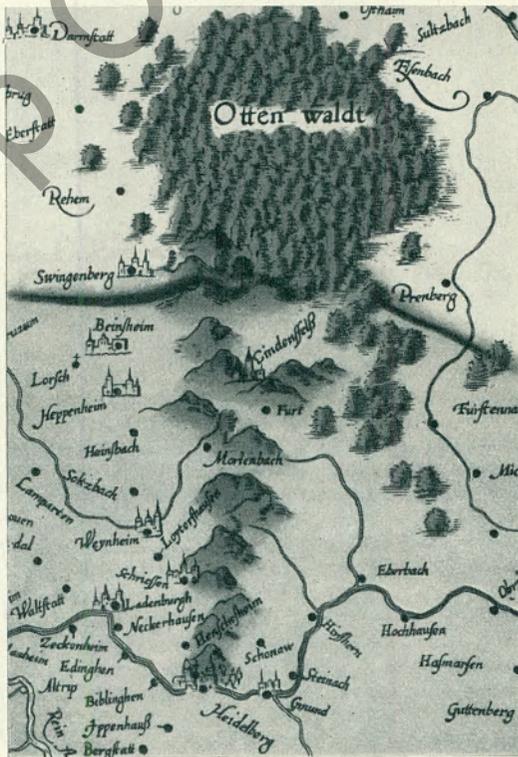
Und zuletzt ist es noch ein wichtiges, was diese Karte dem tieferdringenden Blick offenbart und erklärt: Das ist die



Ausschnitt
aus der
Deutschlandkarte
von
Rudolf Koch.
Im Inselverlag
1937.

aus der hier so sinnfällig dargestellten Gestaltung des deutschen Bodens erwachsene Wesensart seiner Bewohner, die aus ihr begründete und durch sie erhaltene Stammesvielfalt des deutschen Volkes. Dieses deutsche Volkes, das sich — bei und trotz allen negativen Auswirkungen dieser Stammesvielfalt — in seinen Mundarten den einzig-kostbaren Besitz seiner „ursprünglichen Sprache“ lebendig erhalten hat, dessen Sagen, Märchen und Geschichten, dessen Bräuche und von Urväterzeit her überkommene Sitten aus den tausend Namen dieser Karte tausendfältig aufklingen, und dessen Wesensströme, zahlreich und verschiedenartig wie seine Landschaften, doch zuletzt in einem Wollen, einem Ideal, einem Ziele zusammenkommen, in dem Bewußtsein, diesem Lande Deutschland anzugehören, diesem gemeinsamen Vaterland, das als ein ebenso geschichtereiches wie fest und sicher in sich ruhendes Gebilde diese Karte beglückend genug aufzeigt.

So reist man denn auf ihr mit immer neuem, immer wachsendem Genuß durch dieses Gebilde, durch-



Das Odenwaldgebiet
auf einer Karte von Gerhard Mercator
1589.

streift mit Finger und Auge, mit Sinn und Gedanken seine Haine und Höhen, seine Fluren, Forste und Täler, umfährt auf azuren schimmerndem Meer seine Inseln und Küsten, blickt von den Bergen hinab in lieblich lächelnde Seen, in lieblich blühende Gründe, gleitet auf vielverästelten Strömen, Flüssen und Bächen von den Gebirgen hinab in die Ebenen, hier durch wildromantische Enge heftig bewegt, dort sanft in breiter Fläche hinfließend, und verweilt mit Behagen und frohem Erinnern bei Schlössern und Burgen, Rathhäusern, Domen und Türmen, steinernen Dokumenten deutscher Geistes, ragenden Wahrzeichen deutscher Kunst und Kultur.

Und wie wir schauend mit träumenden Sinnen so reisen, blickt uns aus diesem erlesenen, kunstreichen Blatt mit überzeugender Kraft eine Welt an, die wir mit Stolz die unsrige nennen, eine Welt, die unser ganzes Denken, Sinnen und Lieben umschließt, und dessen Wesens klarer Spiegel diese Landkarte ist: Deutschland.



Bäuerin aus Heimersbrück (Sachsen) in Abendmahlstracht.

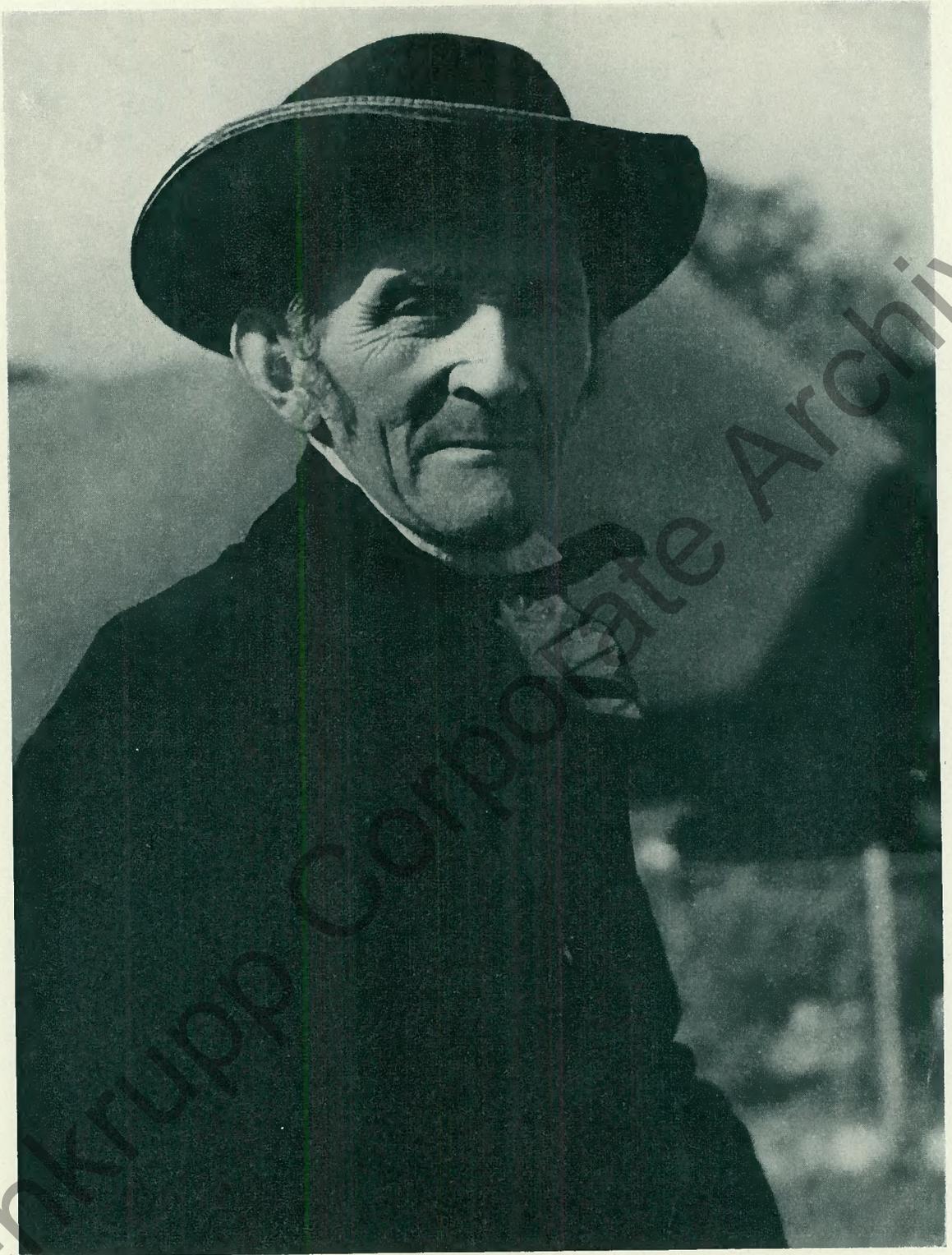
Das bäuerliche Gesicht.

Von Josef Martin Bauer.

Mit sechs Lichtbildern von Erich Kestlaff.

Es gibt irgendwo ein eigenartig eindringliches Bild der schwedischen Dichterin Selma Lagerlöf, ein Bild, das unter die Leute kam, ehe der gleichmachende Stiff des Photographen ein glattes, nichts sagendes Mütterleinsgesicht mit ein wenig Güte, ein wenig Klugheit und sehr viel Ausdrucksarmut daraus machen konnte. Weil dieses Ungerechte nicht

geschah mit dem Bild der Dichterin, drum ist es Gesicht geblieben, sprechendes, erzählendes Gesicht, aus dessen alten Augen viel Güte, viel Weisheit, viel jung gebliebene Freude schaut, so daß man die tiefen Furchen, die wie Bäche und Gräben und Ackeraine das Gesicht durchziehen, nicht mehr als die Zeichen eines gebrechlichen Alters sieht.



Bauer aus dem Gutachtal (Schwarzwald).

Lange kann man dieses Bild beschauen, und immer wieder gibt es neue Eindrücke, weil niemand die Mühen, Nöte und Sorgen des erlebten Lebens daraus weggestrichen hat. Die Arbeit des Lebens steht darin, die Liebe steht darin, mit der diese Arbeit vollendet wurde, und plötzlich lernt man tiefer sehen, wenn man die herbe, bäuerliche Umwelt kennt, in der dieses Gesicht sich formte, bis es so wurde, wie nur wenige es kennen.

Noch steht die gewaltige menschliche Ausdruckskraft eines Augenpaares darin, noch leuchtet die Freude darin, die Beglückung eines erfüllten Lebens, und man denkt kaum daran, daß dieses Gesicht einmal in der Auflösung alles Menschlichen erlöschen wird, denn schon haben sich die Zeichen einer ewigen

Zeit eingegraben, und es spricht daraus die ewige Landschaft, das ewige bäuerliche Dienen, der Gleichmut einer Welt, die sich ewig so spiegeln wird, wo der Zeitraum eines Menschenlebens ohne Bedeutung ist vor der unendlichen Aufgabe.

Dieses gleiche Bild aber begegnet uns vielleicht hundertmal an jedem Tag, es begegnet uns überall dort, wo Bauern in selbstverständlicher Hingabe ihr Leben ab dienen, an ihr Land verpflichtet, das dieses gleiche wunderbare Gesicht hat. Nicht immer freilich sind die Züge so tief gezogen und die Zeichen der Verpflichtung oder des abgedienten Lebens so klar geprägt, aber ein Widerschein des Ackerlandes und der harten Heimat spielt um jedes Bauernantlitz.

Wenn ein schlichtes Handwerk seine Menschen zeichnet, daß



Bäuerin aus dem Schweinfurter Gau.

man sie unter den anderen erkennt, dann muß wohl erst recht das bäuerliche Tun seine Menschengesichter zu besonderer Ausdruckskraft formen. Denn was im einen Fall eine erlernbare Kunstfertigkeit ist, die sich im Einzelmenschen vielleicht zu hoher Meisterschaft entwickelt, das ist im anderen Fall eine jahrhundertalte Bestimmung, ein Fortwachsen des gleichen klaren Berufes durch Geschlechter hindurch. Die Hand formt sich nach dem alltäglichen Tun, der Rücken beugt oder strafft sich entsprechend der Arbeitshaltung, und das Gesicht als Spiegelbild der inneren Schau spricht noch klarer von dem Empfinden eines Menschen zu seinem Beruf.

Dem einen ist nur die Zeit einer Lebensentwicklung gelassen, daß seine Haltung und sein Gesicht sich bilde nach dem

beruflichen Tun. Dann kann wohl erst das Altersgesicht zum Spiegel des Lebensdienstes werden. Der Bauer aber hat vielleicht schon ein halbes Jahrtausend einer gleichen, gleichmütigen Erfüllung seines schweren Berufes hinter sich. Die Hände des Wiegenkindes sind schon breiter, und dem Kind der Gasse ist schon der Gang eigen, den man lernt, wenn immer ein Stück bäuerlichen Werkzeuges eine Schulter drückt. Und das Gesicht eines kleinen, henkelzöpfigen Mädchens schaut schon mit den gleichen Augen so in eine unbestimmte Weite, wie es die reife Frau tut, die den Raum unendlicher Felder auszuschaun hat.

Es braucht sich im Menschen, wenn er wächst und erwächst, nichts mehr so sehr nach dem Tun des Berufes zurechtzu-



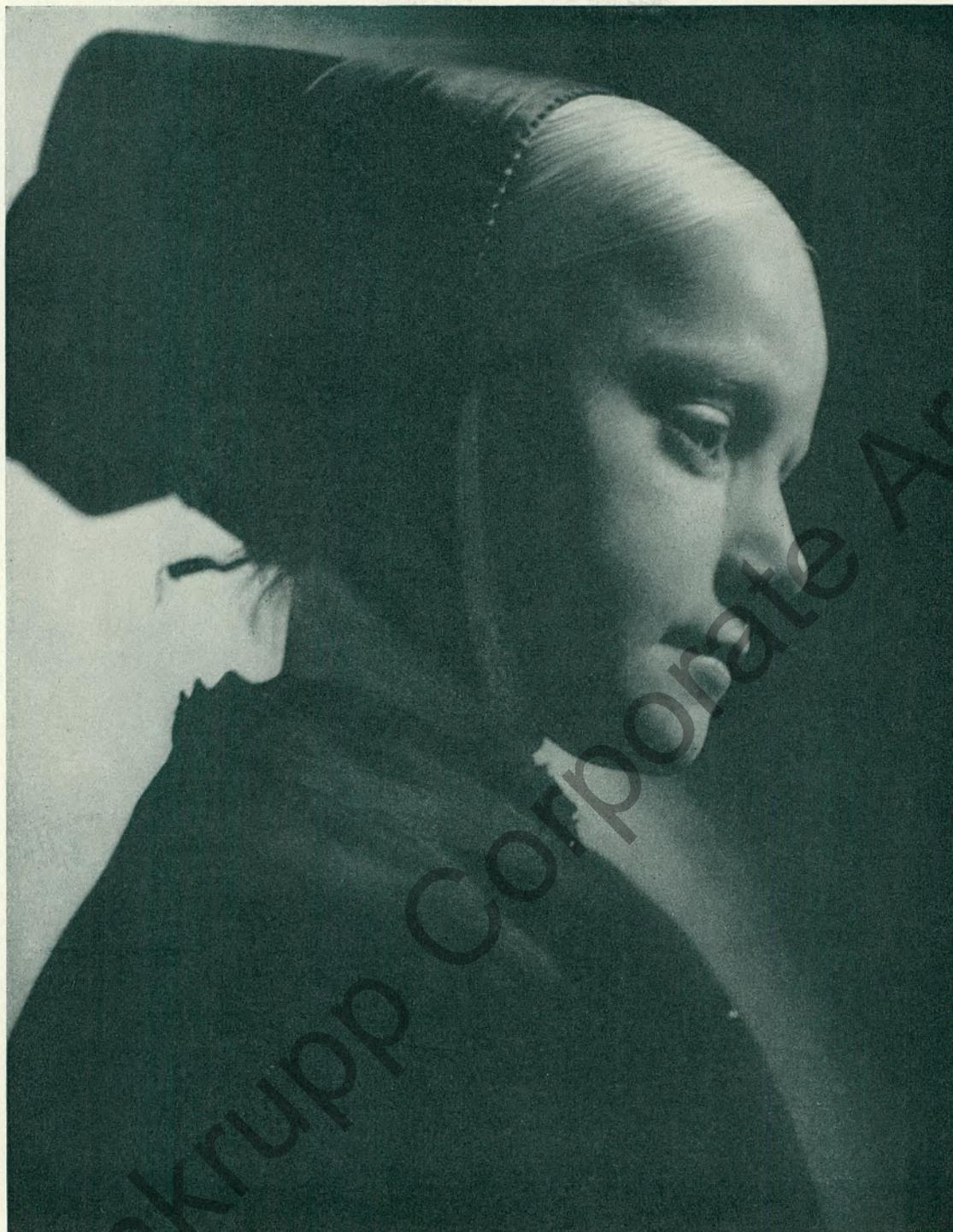
Mädchen aus dem Gutachtal (Schwarzwald).

formen, wie es bei dem anderen notwendig ist, der in einem Beruf einen neuen Weg beschreitet, den ihm noch niemand ausgetreten hat.

Tausendfältig, wie das Land, ist das bäuerliche Gesicht, vom Kind her begonnen, dessen Ausdruck vielleicht noch Staunen über das Abspielen selbstverständlicher Geschehnisse ist, bis zum greisen Mann, der ein stilles, gleichmütiges Gesicht dem bäuerlichen Land entgegenhält, das sich darin wiederseht. Es ist ein wunderliches Erlebnis, wenn man bei einem großen Ereignis einmal zehntausend oder hunderttausend Bauerngesichter wie ein Meer vor sich sehen kann. Kein Gesicht gleicht dem anderen, und doch ist über alle ein großer gleicher Zug gezeich-

net, etwas von der weiten Schau, die das Augenblickliche nicht gelten läßt und schon die fernen Hintergründe vergangener oder kommender Dinge zu schauen scheint.

Wenn ein verstehendes Lächeln so über Tausende von Bauerngesichtern kommt, dann ist es, als ziehe über einen ernsten Tag plötzlich ein verwehter Streifen Sonnenlicht unter windgetriebenen Wolken. Und wenn dann diese Gesichter alle, die tausendfach verschieden und doch in der Art des Schauens gleich sind, wieder still liegen, dann ist darüber die Ruhe des ernsten Landes, die wunderbare Ausgeglichenheit, die eine große Weite mit ungezählten selbständigen Bildeindrücken zur Kraft eines einzigen Bildes zusammenführt.



Mädchen aus Mardt in der Lausitz.

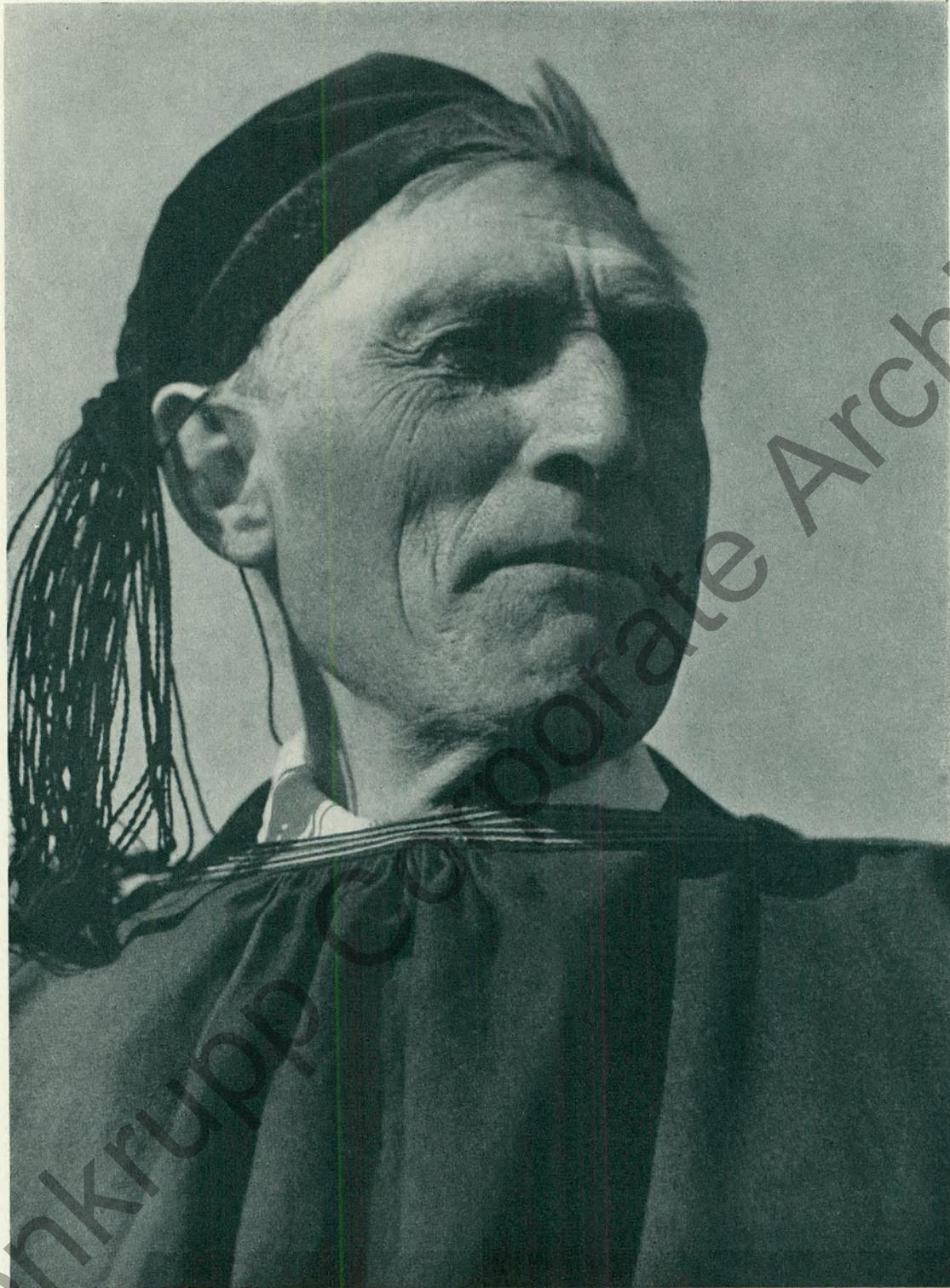
Von alten Leuten, die vierzig oder fünfzig oder mehr Jahre nebeneinandergegangen sind, will der Volksmund wissen, daß sie einander ähnlicher würden mit jedem Jahr und jedem Jahrzehnt des Bestehens, bis sie wie gleiche Geschwister dann miteinander durch das Alter gehen. Und je schwerer es ihnen wurde, die Verschiedenartigkeit des Wollens und Denkens in eine gleiche Richtung zu bringen, desto klarer wird der Gleichklang des Alters sein, desto ähnlicher werden die Menschen dann in ihrem Alter werden.

Warum sollte dieses Gleiche nicht gelten dürfen vom Menschen in seinem Zusammenleben mit dem, was ihn bis zum letzten erfüllt, weil es mit ihm der gleichen Aufgabe dient?

Das Ackerland ist doch nicht wesenloses Ding ohne Leben,

es ist nicht Handwerksstoff wie das, was andere Menschen in anderen Berufen brauchen. Das Land ist selbst Mitschaffender, es ist eigentlich das Schaffende allein, und der Bauer dient in seinem Leben und seiner Arbeit doch nur dem einen, daß dieses Schaffen nie zu Ende gehe. Dem Land freilich ist die ewige Zeit zugemessen, und der Bauer muß in seinem zeitlich begrenzten Raum dem dienen, daß vom Werden bis zum Sterben das Schaffen der Erde weitergehe. Nach ihm werden die Hände am Pflug wechseln, und das Gesicht darüber wird sich verjüngen, und die Lage des Wachsens werden weitergehen, bis auch dieses Gesicht mehr und mehr sich gestaltet nach der Klarheit und Vielfältigkeit und Reinheit der Erde, des Landes, der ewigen Landschaft.

Es mag dem anderen Menschen, der nicht um den Bauern



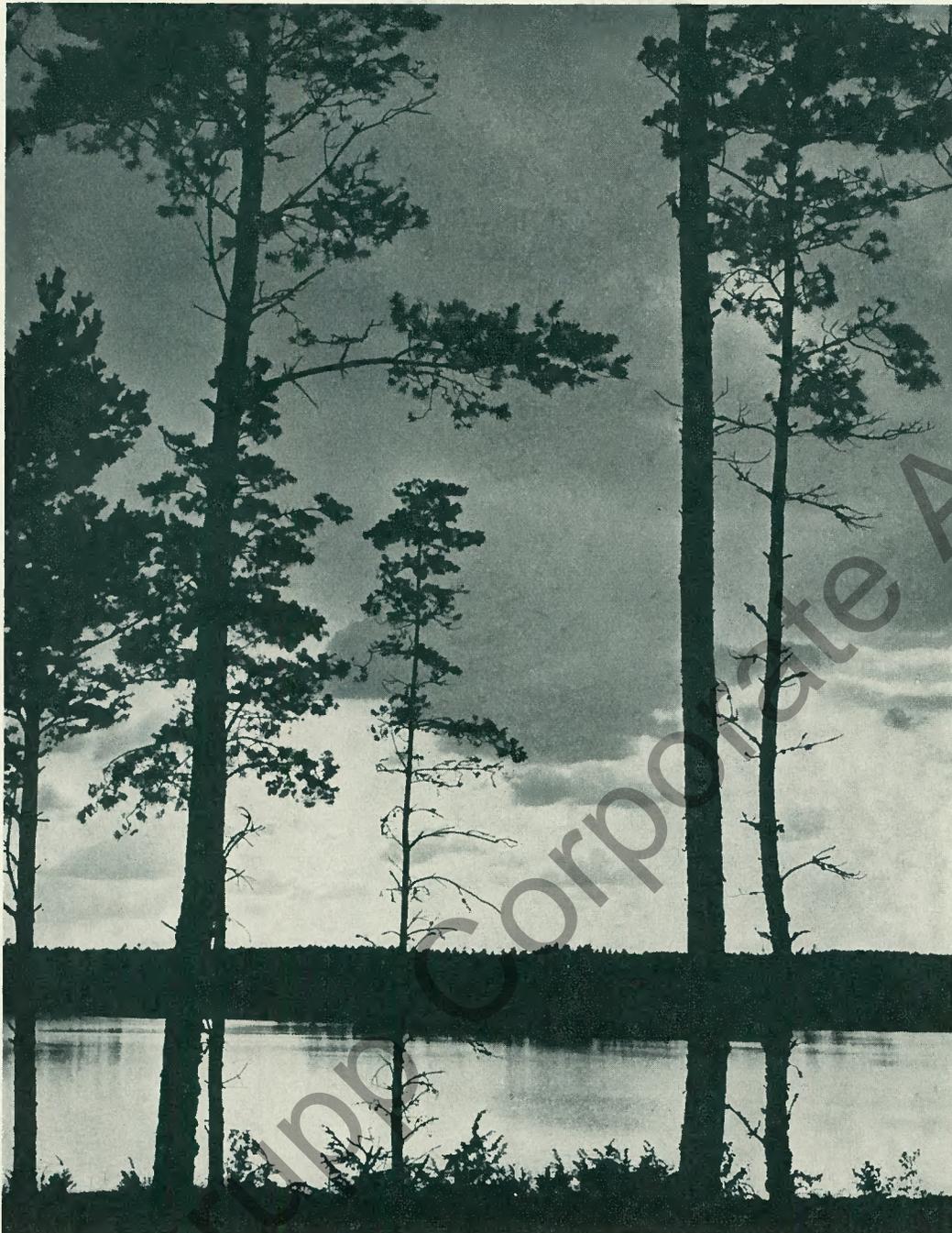
Schäfer aus der Ries.

weiß, kühn erscheinen, wenn das menschliche Gesicht dessen, der das Land hütet, mit dem ewigen Gesicht des Landes verglichen wird. Der Zweifler aber möge selbst einmal in den bäuerlichen Menschen zu erschauen versuchen, was das Land zu erschauen uns gegeben hat. Und er wird die kleine Volksweisheit von den verschieden garteten Menschen, die im Zusammenleben sich mehr und mehr aneinander gestalten bis zu geschwisterhafter Gleichheit, daran verstehen lernen.

Kein Stift möge die vielen Züge des Kummers, des Leides, der Nöte und der Menschlichkeiten daraus wegzuzeichnen versuchen! Denn an ewigen Dingen oder an Dingen, die am Ewigen sich geformt haben, darf der andere Mensch nicht

deutend zu verbessern versuchen, weil das Gesicht des Bauern so wenig sich eignet, daß man darin die kleinen Züge des Selbstverständlichen verwische, wie es die Landschaft verträgt, daß man mit menschlich ausgedachten Verbesserungen ihr Gesicht verändert.

Erst dann, wenn man diesen Menschen wegreißt von dem, was ihn formte und sein Gesicht bestimmte seit Jahrtausenden, wird dieses Menschengesicht müd und vom großen Leid zersurcht werden, ohne die Güte, die vom Ewigen her daren gezeichnet ist, ohne die Klugheit, die das Dienen zur herrenhaften Aufgabe gemacht hat, ohne den Ausdrucksreichtum, der schließlich das Gesicht des ganzen Volkes zu bestimmen vermag.



Abend in Masuren.

Offenbarung in deutscher Landschaft.

Eine Sommerfahrt von Jakob Schaffner.

Sonderbildbericht für „Das Werk“: Ruth Hallensleben.

(Schluß.)

Ostpreußen, Land der Zukunft.

Es wird Abend. Wir fahren und fahren. Wir haben einen jungen Führer der ostpreussischen Rundfunkentwicklung bei uns. Er erzählt uns, was da getan wird, um die Bevölkerung näher an Welt und Gegenwart heranzubringen. Gerade gegenwärtig ist eine Werbekolonie unterwegs; wenn wir wollen, können wir sie in Gumbinnen treffen. Es ist niemand dagegen, aber vorher haben wir noch zwei neuentstandene Fabriken zu besichtigen. Das ist nämlich auch noch ein Glied

in der Kette, die Entwicklung neuer Gewerbe auf dem platten Land. Nach dem Reich ist es weit. Es gibt viele Gesichtspunkte, die für Ostpreußen die Entwicklung einer eigenen Industrie ratsam erscheinen lassen. Wir fahren an einer neuen Siedlung vor. Hier finden wir eine Weberei, die erst seit kurzer Zeit läuft. Zwei Bauernfamilien kamen überein, durch den langen Winter in ihren Häusern Webstühle einzurichten. Der Versuch hat sich in dem industriearmen Land so rasch eingeführt, daß ihre Häuser bereits durch Zwischenbauten ver-



Ostpreußische
Gänseliesel.

bunden sind und das Ganze in eine durchlaufende Werkstatt verwandelt wurde. Mit der kleinen Fabrik sind etwa sechzig Hektar Land vereinigt, und so hat man einen ganz neuartigen Betrieb geschaffen, in welchem eins das andere trägt und ergänzt. Man macht Handtücher, Tischtücher und Leinenstoff für Kleider. Auf Weihnachten ist man bereits voll beschäftigt. Wir bekommen gute Arbeit mit hübschen Mustern und besonders schönen Farben zu sehen. — Eine halbe Stunde weiter steht eine Fabrik für Fenster- und Türbeschläge. Auch sie hat sich aus einer kleinen Werkstatt heraus entwickelt. — Allmählich versteht man, daß dies Land ganz entschiedene Möglichkeiten hat; für das Gewerbe in Verbindung mit der Siedlung und dem landwirtschaftlichen Aufstiege liegen die Dinge sogar besonders gut. Die entwickelte gewerbstätige Bevölkerung wird umgekehrt zum sichern und unmittelbaren Abnehmer des Bauern. Große Bahnkosten fallen weg. Ostpreußen wird auf lange Zeit hinaus ein billiges Land sein in allem Gedeihen und Blühen.

Bei voller Nacht fahren wir heim. Dunkle, tiefe Straßen zwischen hohen Bäumen. Einsame Gehöfte mit einzelnen hellen Fenstern. Dann schlafende Dörfer mit bellenden Hunden.

Fahle Helle am Westhimmel mit einem schwimmenden Stern darin. Unabsehbares nächtliches Land. Endlose Straßen. Duster ragende Chausseebäume, die in unseren Lichtern aufglücken und wegschwimmen. Ab und zu eine aufglänzende Wasserfläche. Hier und da eine hockende Siedlung. Darüber ein unruhig brennender Sternhimmel. Ostpreußen, Land der Zukunft.

Die Masurischen Seen.

Es regnet, aber wir fahren zu. Fahren müssen wir doch einmal. Immer fahren wir durch die Landschaft der Seele, und was wir erfahren, das ist die Seele der Landschaft. Wer kennt die Masurischen Seen? Sie sind bekannt geworden durch die Winterschlacht 1915, dann hat man sie wieder vergessen, wie man alles vergißt. Ich kenne sie von früheren Reisen her, wie ich das ganze Land kenne, aber es ist meine erste Sommerreise in dies Land. Was hier nicht Ordensburg ist, das ist See-Erlebnis. Im Norden sind es bloß die roten Zinnen; im Süden ist es alles zusammen und dazu noch die Bischofsbauten, denn das Ermland ist katholisch. Von Löben, dem ehemaligen Hauptquartier Hindenburgs, bis Allenstein



Am Mauersee.

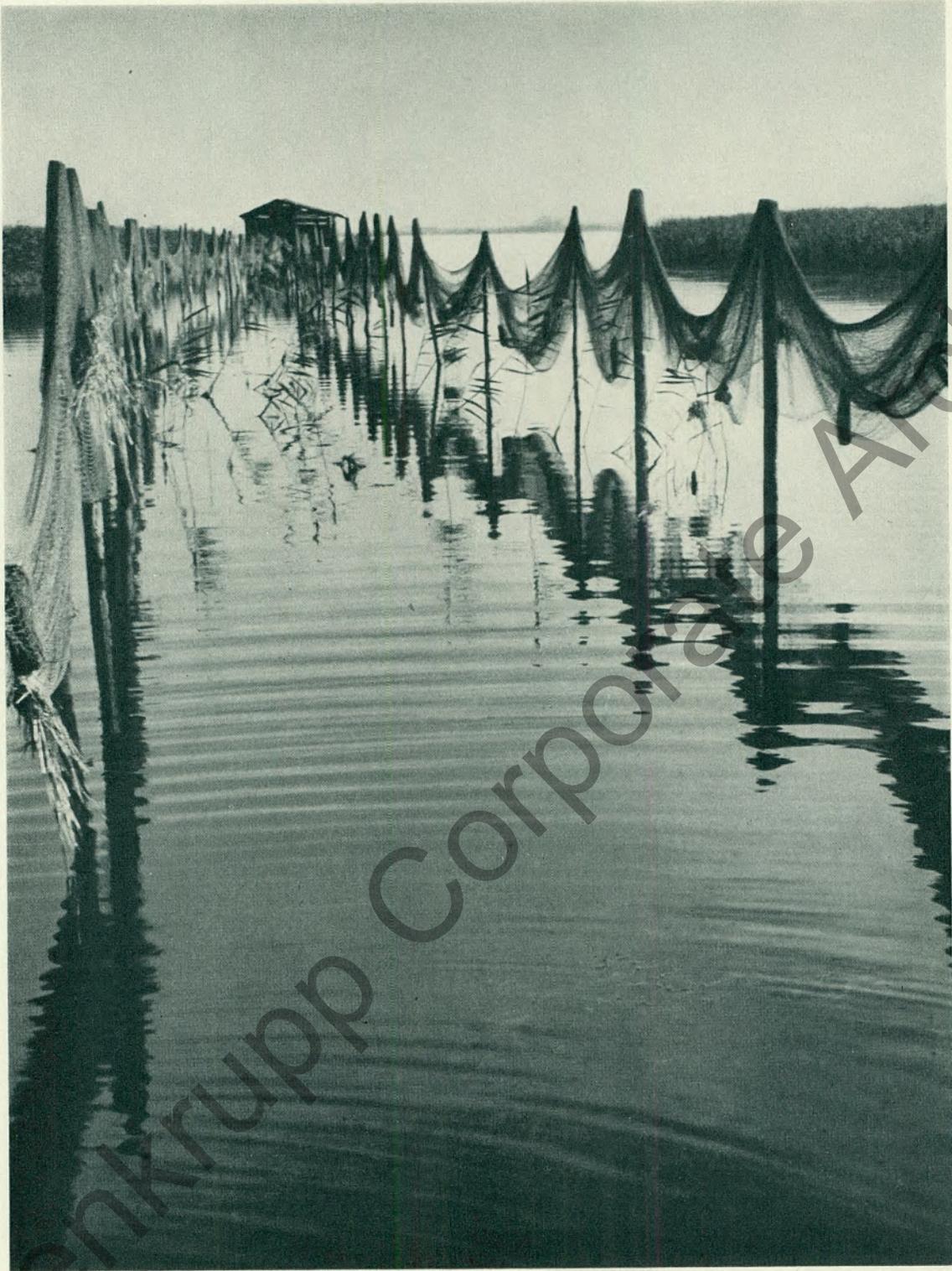
und Deutsch-Eylau an der polnischen Grenze nichts als Seen, Seen, Seen. Die Landschaft ist leicht bewegt, und so liegen die Seen zwischen Hügeln, Feldern, Weiden und Wäldern, bald klein und geborgen wie Kleinode, bald breit und öffentlich, der größte ungefähr vom Gehalt des Züricher Sees, nur mehr gedrängt, mit vielen Buchten und Landzungen, von Roggenfeldern untrauscht, von Schilf und Heide. Einsamkeit. Hochwild und Wasservogel, in der Luft ab und zu ein Zug Wildgänse, alles noch nah an der Stimmung der Tundra, man würde sich nicht sehr wundern, plötzlich irgendwo den Elch hervorbrechen zu sehen. Seen gibt es da von einer Weltverlorenheit, die glückhafte Herzbeklemmung verursacht. Viele sind durch geheimnisvolle Wasserarme untereinander verbunden und bilden ein Netz, das ein tagelanges Streifen und Entdecken mit dem Boot gestattet. Selten ein Dorf. Die Städte des weitläufigen Gebietes — in der Längenausdehnung der Schweiz — zählt man an den Fingern einer Hand; keine geht über 20 000 Einwohner hinaus.

Ostpreußen ist ein heiliges Land, weil es inmitten seiner großen, stolzen alten Geschichte ebensoviel Urzustand enthält. In seinem Osten stampft noch der Elch durch morastige Wälder. Große Hirsche traben in Rudeln durch seine Jagdgründe und trinken an seinen Seen. Seine Flora ist noch die Flora der Nacheiszeit. Immer wieder bekommt man den Eindruck von einer sehr jungen Kultur, die erst in naher geschichtlicher Zeit hier herausgedrungen ist und noch gar nicht sehr feststeht. Und das ist der Eindruck, den man von Ostpreußen haben muß, wenn man es richtig erleben will. Eine kleine meteorologische Schwankung, und die knapp gebändigten Tundren brechen wieder aus. Hier gibt es noch Reste vom Urwald. Auf Schritt und Tritt begegnet man der Arbeit der skandinavischen Gletscher. In jedem Ordensbau helfen ein paar Granitfindlinge tragen oder zieren. Die berühmte Säule

im Nemter der Marienburg ist vom schwedischen Gebirge durch Jahrhunderte und -tausende auf dem kilometerdicken Eis der Glazialperiode nach Ostpreußen gereist. Wenn im mittleren Deutschland schon die Weiden blühen, liegt hier oben noch Eis und Schnee; es kann sein, daß das Meer noch zugefroren ist. Dann liegen diese Seen als schweigende blinde Eiseinsamkeiten zwischen den hochverschneiten Erhebungen des ural-baltischen Höhenzugs. Um diese Hinterlandschaft mit Schiern und Schlittschuhläufern zu bevölkern, fehlt es an Menschen. In den weltverlassenen Wäldern krachen die Bäume vor Frost. Der Südosten ist fast nur Wald. Was nicht vom Wald lebt, das lebt von Buchweizengrübe. Selbst der Roggen hat hier ein schweres Fortkommen.

Jetzt regnet es, aber noch im Regen zeigt die Landschaft ihren ertümlichen Reichtum an unererschöpflicher Stimmung. Es ist einsam und schwermütig. Ernst, still, voll von Gedanken und Gefühlen, schauen und fahren wir. Kommt doch einmal ein Sonnenstrahl, so blickt es über dieser Weite kostbar auf. Es winkt von See zu See und lächelt von Hügel zu Hügel: die Einsamkeit winkt und lächelt sich selber zu. Auf dem Grund jedes Sees liegt hier eine Krone und ein Geheimnis, aber nie werden sie gehoben werden. Wohl einem Land, das noch Geheimnisse enthält und ungehobene, unhebbare Schätze! Die Schätze, nach denen wir unser Leben lang leidenschaftlich graben, ohne daß wir sie besitzen, die allein sind unser wahrer Reichtum. Was wir erreichen und an uns bringen, ist wenig, und wenn es Berge von Besitz sind. Kaiser sind wir nur der Reiche, in die wir lebend nie gelangen. Mit unserem Tod setzen wir den Fuß über die schauernde Grenze unter der mächtigen Stimme des Empfanges: „Nun geh ein und herrsche von Ewigkeit zu Ewigkeit!“ Das ist die Predigt dieses Landes.

Das ist hier nicht eigentlich Land und nicht eigentlich See.



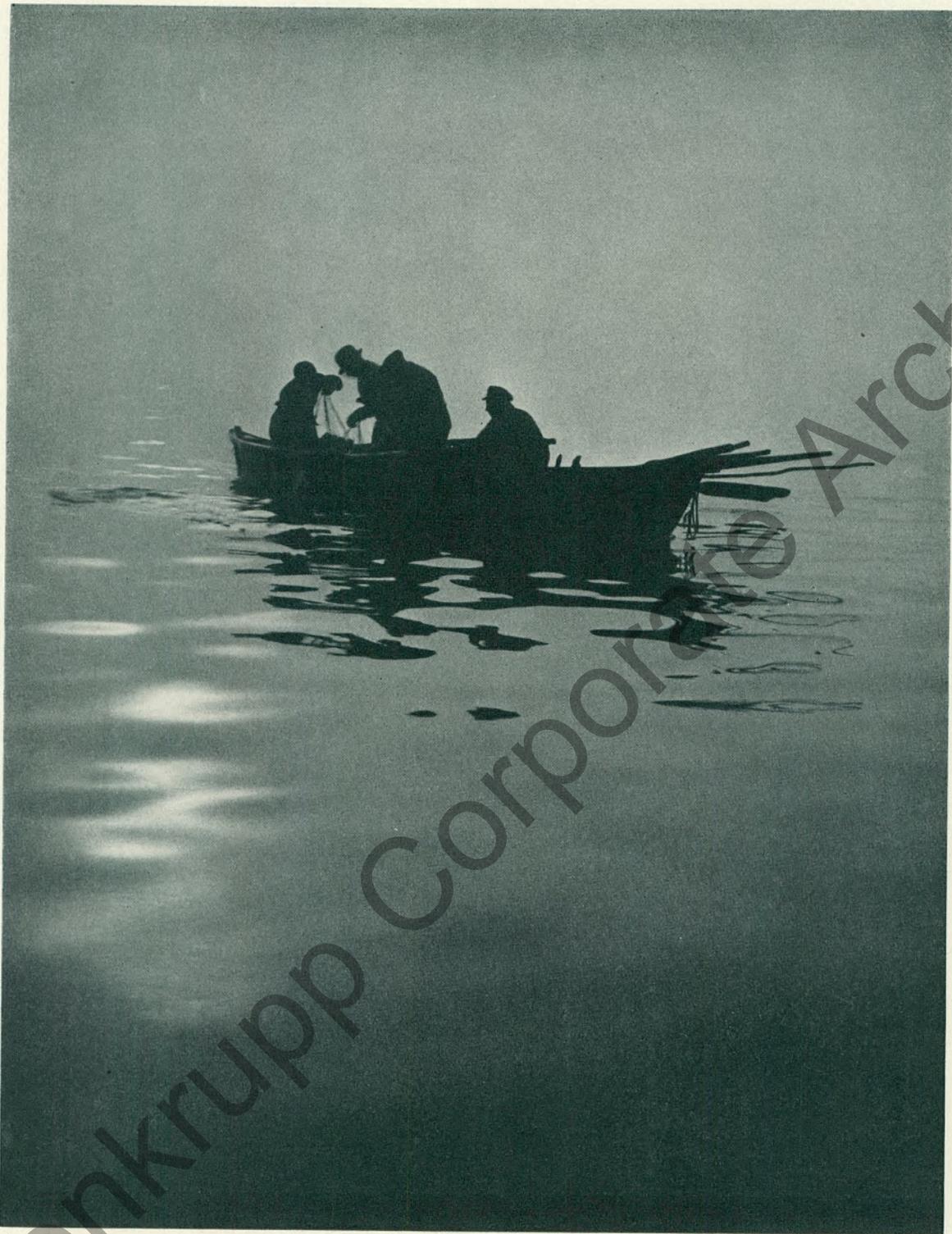
Die
Netze
trocknen.

Das Land hat genau so viele kleine Seen, wie die größeren Seen voll kleiner Inseln sind. Dazu hat der Lögensee Krümmungen und Buchten, daß du manchmal in den Bierwaldstätter oder den Luganosee hineinzusehen glaubst, lauter Geheimnisse, Verborgeneiten, Verstecke hinter Schilf oder hinter Waldvorsprüngen, und wenn du denkst, jetzt geht es nicht weiter, eröffnet sich dir unerwartet eine neue Aussicht, eine Landzunge enthüllt sich als Insel, aus einer Bucht tritt lächelnd, wenn es gerade nicht regnet und ein kümmerlicher Lichtstrahl durch die Welt geht, eine neue Seebreite hervor, in dem sich ein Weizenhang golden leuchtend spiegelt. Wenn ein Schiff über diesen See zieht, so ist das wie ein Traum, wie eine ungeheuerliche Begegnung aus einer anderen Welt.

Man kommt jetzt nicht mehr aus den Seen heraus. Die

Straße geht bald aufgedammt oder am Naturhang entlang, bald streicht sie verliebt an einem Seerand dahin. Bald fahren wir durch Felder, bald durch grüne Koppeln, bald durch Waldstücke. Und immer wieder schlägt ein blauer See sein Auge auf. Seltsamkeiten gibt es da: zwei Seen dicht beisammen, nur durch den Wall getrennt, auf dem die Straße hinüberführt, und mit einem Spiegelunterschied von fünf Meter. Hier und da ein einsamer Angler in einem Boot. Ein Entenvolk. Ein paar Taucherhühner. Ein Flug Wildgänse. Der Spirdingsee, der größte von allen, ein räumliches Becken mit vielen Ausbuchtungen, Halbinseln und Inseln, eine ganze Welt von einem See, ein wahrer Organismus, dazu noch mit weiten schmalen Ausläufern von etwa dreißig Kilometer Länge, die mit anderen Seen verbunden sind. Hier müßte es

Fischfang
im
Morgen-
grauen.



sich einmal ein paar Sommerwochen wunderbar leben lassen, ein Boot, vielleicht ein Zelt, ein paar gute Bücher, und sonst nichts als Wasser und Himmel, Ufer, Sonne, Mond und Sterne, Wasserhühner, Enten, das Springen der Fische, Waldgeheimnisse, Schilfverstecke, einsam ragende Ur bäume, Stille, Einsamkeit. In Wosnitz würde man vielleicht Quartier haben, oder da in Nikolaiten. Obwohl es regnet, trennt sich das Herz schwer.

Bischofsburg. Immer wieder Seen. Wartenburg. Mit jedem ostpreussischen Städtchen versinkt man tiefer ins Leben dieses Landes, in seine Einsamkeit, in seinen zähen, halsstarrigen Stil, in sein anspruchsloses, einfaches Dasein, seine Mühe, seine Armut, seinen Anstand, seine geduldige Arbeit, sein Bestehen und Festhalten, seine Backsteinstimmung, seine rote Burgenwelt, sein blaues Winken von See zu See und

das grüne von Hügel zu Hügel. Endlich Allenstein, alter Bischofsitz mit rotem Schloß, Regierungstadt, kräftiger, aufstrebender Platz von etwa 40 000 Einwohnern. Die elektrische Straßenbahn kommt dir entgegen wie ein modernes Weltwunder nach der langen Versunkenheit. Richtig, es gibt ja auch noch eine sogenannte Welt. Es gibt dreistöckige Häuser. Es gibt Bahnen mit Schnellzügen, die in Allenstein halten. Das Ordenschloß ist eine Enttäuschung. Viel Altes ist da abgerissen und das übrige so ringsherum mit neuen Zutatzen verbaut, daß man von keiner Seite einen Gesamtblick bekommt. Über allem der große Schatten Hindenburgs: die Schlacht von Tannenberg, deren Gebiet gleich südlich von Allenstein anschließt. Wir nehmen die Richtung mitten hinein. Immer gehen wir ja mit dem Geist der Geschichte, aus dessen Hand die Landschaften unserer Seele hervortreten.

Die Predigt von Lauenberg.

Geologisch gesprochen durchreisen wir den Eisrand der skandinavischen Gletscher, die hier ihre Moränen zurückgelassen haben. Landschaftlich äußert sich das heute als ein frohes Durcheinander von lauter kleinen Hügeln. Es ist ein sogenanntes kuppirtes Gelände. Waldstücke liegen herum. Zuerst das Tal der Aller. Bebuscht und tief versteckt fließt sie fast schwarz unter den Brücken hindurch, und was sie im Sinn hat, das weiß niemand. Dann glänzen wieder Seen auf. Es ist das richtige Lokal für ein tödliches Räuberspiel mit einem landfremden Feind. Stumm und ernst tritt dich der erste Gefallenensfriedhof an. Von da an begleiten sie dich, wo du stehst und gehst. Immer mehr Kriegergräber. In eine wahre Totengesellschaft fahren wir jetzt ein, in eine Gräberstadt. Mitten drin erhebt sich mit seinen sechs wuchtigen roten Türmen und der hohen Ringmauer das Denkmal, einfach, würdig, groß gedacht. Der Innenhof hat Raum für zwanzigtausend Menschen. Die unteren Räume hat man für Ehrentafeln eingerichtet. In einem Turm hängen Nachbildungen der deutschen Regimentsfahnen, die in der Schlacht geweht haben. Alles zusammen eine menschliche Selbstdarstellung von großer Form. Du gehst herum, schaust, denkst, fühlst — Menschliches, immer Menschliches. Das packt und erschüttert dich ganz tief an deinen Fundamenten. Zu reden ist hier nichts. Gleich neben dem Denkmal draußen liegt ein russisches Massengrab mit drei orthodoxen Holzkreuzen, das ganze Grab mit niederen weißen Rosen bepflanzt: ein starker Sondereindruck. Wer besorgt dies Grab von unbekanntem Krieger? Die Sowjetrepublik schon nicht. Alles geht hier vom Deutschen Verein für Gräberpflege aus; es ist gut und tröstlich, zu sehen, daß zwischen deutschen und russischen Toten kein Unterschied gemacht wird. Grabfelder ringsherum. Sie wurden der Erde übergeben, wo sie gefallen waren.

Nabebei steht ein Wirtshaus, ein sogenannter Krug, mit ein paar Häusern; eines davon birgt das große Relief, das mit wandernden elektrischen Lichterreihen den Verlauf der Schlacht zeigt, das Fließen, Wanken, Vorstoßen, Verschieben, Drängen, Widerstehen und Durchbrechen der Kampfhandlung. Auch die Zufälle und die schnellen Führerentschlüsse, die ausgenützten Gelegenheiten und die verpaßten des Feindes, alles wird beklemmend anschaulich und ergreifend klar. Einen Umkreis von zweihundert Kilometer nimmt dies Schlachtfeld gut und gern ein. Daß die Russen massenweise in Seen und Morästen erstickt und ertrunken wären, ist eine Fabel; die Eigentümlichkeiten der Landschaft haben aber ihre Bewegungsmöglichkeiten eingeschränkt, sobald sie nicht mehr den Verlauf der Schlacht selbst diktierten. Groteske Auftritte müssen da vorgekommen sein von zusammengetriebenen Trains und Geschützmassen, die nicht mehr vorwärts und rückwärts konnten, von Begegnungen mit eigenen verirrten Truppen, mit feindlichen, während man Zuzug erwartete, und als es erst so weit war, daß vorn und in der Flanke und schließlich noch im Rücken Deutsche auftauchten, überall Deutsche; da stürzte man sich nicht in die Seen, sondern man ergab sich in Massen.

Wir fahren weiter durch dies denkwürdige Gelände über Hohenstein hinaus. Das ist nun der Heldenfriedhof von Wapliß. Da schlafen sie in Massengräbern, in Gräbern zu zwanzig, zu sechs, zu zweien, allein, mit Namenstafeln, mit der Bezeichnung „unbekannt“. Alle Massengräber liegen unter niederen Rosen. Der ganze Friedhof ist durch Hecken in Felder, Rabatten und grüne Winkel eingeteilt. Büsche, Bäume und Blumen sorgen für Milderung und Trost. Auch hier ruhen Deutsche und Russen durcheinander, keiner besser behandelt als der andere. Doch, zweie sind besser behandelt, und das geht zu Herzen wie nichts anderes. Ich bemerke ein Einzelgrab mit einer schönen Hänge-Esche, deren Zweige sich weit über den Grabhügel herabneigen. Erwartungsvoll gehe



Blick
aus der Tür der Hindenburggruft.



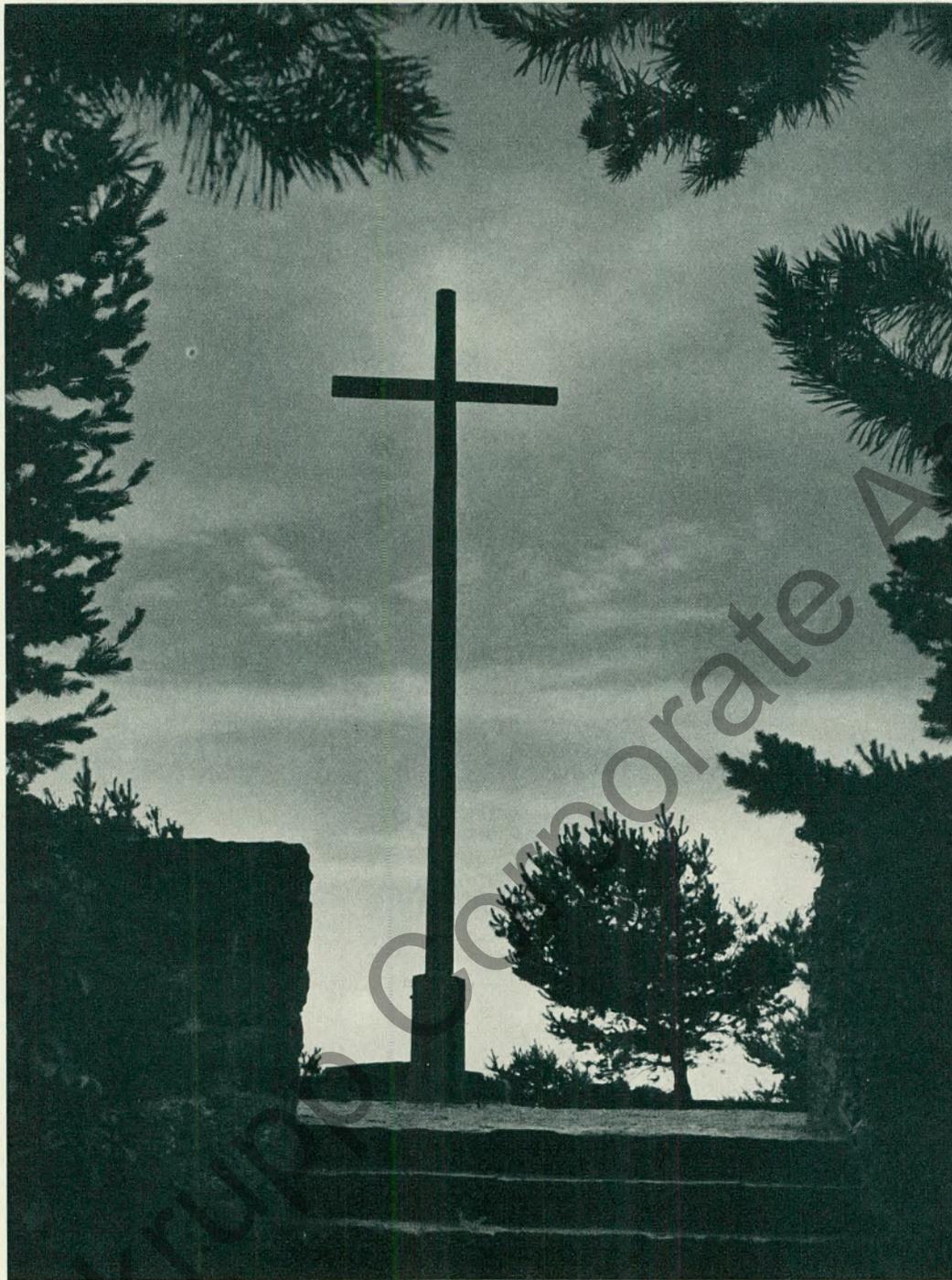
Tannenberg.

ich darauf zu: sicher ein höherer deutscher Offizier. Das Kreuz ist orthodox. Die Inschrift sagt: „Unbekannter russischer Offizier.“ Daselbe gleich noch einmal. Da stehen dir die Tränen dicht unter dem Hals. Mit trübe gewordenem Blick siehst du dich um. Der Friedhof stößt an offene Felder an. Weit hinter der Ebene liegt matt glühend horizontal ein leise blutender Wolkentrif.

Wir haben genug und übergenug gesehen. Noch einmal zurück zum Denkmal, um dort einen letzten Blick zu tun. Heldisch mahnend ragt es in den sinkenden Abend hinein. Auch hier steigt ein mächtiges Kreuz himmelan. Bald jähren sich die Tage zum zwanzigstenmal. Das ist doch wohl das schmerzhafteste und großartigste Denkmal der Welt, die Erinnerung an die siegreichste und ruhmhafteste Schlacht des ungeheuerlichsten Krieges sowie an diesen selbst und an den tragischen Ausgang mit dem Zusammenbruch einer ausgeklungenen Zeit. Neben der Marienburg wird dies Denkmal die Wallfahrtsstätte der deutschen Nation. Es soll zum Ziel der deutschen Erziehung werden, daß jeder Deutsche einmal in seinem Leben nach Hohenstein reist. Hier im mächtigen Mauerrund unter den ragenden finsternen Türmen wird er begreifen, was ihn zu Hause immer dumpf bewegt, weil er sehen, schauen und unmittelbar fühlen kann. Dies Denkmal mit seiner gewaltigen Predigt hat bereits angefangen, wie das Mutterhaus einer Mission, innere Beruhigung und Befriedung ins deutsche Volk hineinzutragen. Hier versteht der deutsche

Mensch, daß etwas zu Ende ist, was nicht wiederkehrt. Hier geht es ihm ungeheuer auf, daß es für den erschütternden Aufwind an Kraft und Heldentum, Leidenschaft, Treue, Glauben und Leben eine Folge geben muß, eine Frucht, schön, reich und wichtig genug, um die Nachfahren einmal bekennen zu lassen: Die Opfer waren nicht umsonst gebracht. Hier an diesem Platz, der zum Beschauer sagt: „Das nackte Leben gerettet und eine Kaiserkrone verloren!“, hier erfaßt er es mit einer unaussprechlichen Bewegung des Herzens, daß er ein grenzenlos friedensbedürftiger und friedenssuchender Mensch geworden ist, ein Geschöpf, das nichts wünscht, träumt und erstrebt als einen langen, langen tiefen Frieden, um zu arbeiten und wieder aufzubauen. So mächtig erschütternd wird dies Gefühl, das den Charakter eines Urgefühls erhalten hat, in ihm sein, daß ihn selbst das törichte und eifervolle Geschrei über seine Kriegslust nicht mehr bewegt. So sieht er sich. So fühlt er sich. Das ist seine neue Gestalt und seine Haltung des kommenden Jahrhunderts.

Wenn der Mensch genug gelitten hat, so fängt er an, leise schmerzlich zu lächeln und — zu lieben. Wenn er ganz klein und schwach und elend unter seiner Armutstüre hockt, und er hat da den Sinn der Welt begriffen durch jahrelanges leidvolles Nachdenken und Hinaushorchen, dann geht ihm ein neuer Sinn von Größe ein. Würde strahlt vor seinem Geist auf, wo er sie nicht erwartet hat. Im Zug von Wind und Wolken, mit denen er jetzt brüderlicher lebt als ehemals, als er



Das
Kreuz
auf dem
Heldenfriedhof
von
Angerburg.

reich und laut war, weht ihn unermessliche Ehrfurcht vor allem Lebenden an. Mit abgrundtiefem Erstaunen sieht er welche weitertoben und nach Waffen schreien. Dafür hat er kein Verständnis mehr. Er schaut und beobachtet: es sind nur einige und nicht diejenigen, auf die es ankommt. Gewiß, sein Haus wird auch er wieder fester machen müssen. Er wird es sichern müssen gegen wilde Tiere und böswillige Menschen. Aber seine größte Sicherheit, das weiß er unumstößlich, beruht in seiner gefassten Stille und in seinem schweigenden Tun des Friedens. Denn Frieden ist nicht Latenlosigkeit und Gewährenlassen, Frieden ist das höchste, wachsamste, mühe-reichste und vornehmste Tun auf Erden. Dies Tun ist nunmehr sein Tun, das deutsche Tun, weil ihm ein anderes nicht übriggeblieben ist.

Oh, viel ist ihm so übriggeblieben! Ihm ist geblieben die Möglichkeit und die heilige Aufgabe, seine Welt neu aufzu-

bauen. Ihm ist geblieben, zu arbeiten, rastlos und zielvoll, zu gestalten und neu zu formen. Ihm ist geblieben, zu erfinden und Genie zu entfalten. Überhaupt Entfaltung erkennt er als sein nobelstes und adligstes Erbe aus dem Grauen des Zusammenbruchs. Entfaltung, das kühne, liebe, machtvolle Mannesglück. Er schaut um sich mit neuen tiefen Augen. „Was bin ich?“ Bauer und Arbeiter auf dem Boden der Nachkriegszeit, der nicht anders ist als der Boden der Nachkriegszeit. Bauer und Arbeiter. Wieder umgeben mich rohe Moränen und wilde Tundren. Wieder stehe ich auf einer Kulturwüste. Bauer und Arbeiter! Der friedlichste Stand, den es gibt, der Stand des Friedens von Anbeginn durch alle Zeiten. Hier und da kommen Herren auf und bereiten ein Unglück zu. Bauern und Arbeiter machen das Unglück wieder gut. Wir sind die wahren Wiedergutmacher, die Erfüller von Reparationen und von Wiederaufbauforderungen. Wir



Der
steinerne Wächter
an der
Hindenburg-
gruft.

arbeiten. Arbeitet ihr auch! Wir alle wollen arbeiten und die Welt wieder schön und gut machen. Hört nicht auf unsere Schreier, wir hören auch nicht auf die eueren! Dies wäre wohl der wichtigste Pakt, den wir mit euch schließen möchten. Heilig, heilig ist alles Land. Heilig ist alle fromme, getreue Arbeit für Weib, Kind und Heimat. Jawohl, viel ist übriggeblieben. Fast möchte man wieder ein bißchen lachen. Aber noch viel mehr ist immer noch zu tun. Warten wir mit dem Lachen! Sparen wir das Lachen für unsere Kinder auf!

Ihr Polen dort drüben, gedeiht und habt Erfolg! Wir wünschen es euch von Herzen. Ein erfolgreiches, gutes, stolzes Volk an unserer Ostseite können wir wohl gebrauchen. Seht ihr, das ist auch etwas, was man an diesem mächtigen Denkmal mit der großen Predigt lernt: Völkerverliebe! Wer gekämpft hat bis zum Weißbluten und bis zum Erkennen der Lebensverzweigung im Heldenblick des Gegners, dem ist aller

Haß ausgebrannt. Der kann nur noch lieben und segnen. Ihr müßt begreifen, daß dies unsere neue Gesinnung ist, wie wir begreifen, daß ihr ebenfalls keine andere haben könnt. Nein, laßt uns darangehen, unsere Schreier zum Schweigen zu bringen! Nur die Arbeit soll sprechen, die Willigkeit zum Guten und Großen, der zärtliche Hang zum Schönen und der gemeinsame Zug zum Göttlichen, dem wir alle folgen, alle Menschen, Rassen und Völker. Eine schlechte Rasse, die nicht diesem Zug gehorchte, und gibt es eine solche überhaupt? Der Bauer und Arbeiter hört und liest viel, und er glaubt, was er zum Leben braucht. Laßt uns wieder nach Hause gehen! Mir ist hier allerlei eingefallen, was man noch besser und zweckmäßiger machen kann und auch schöner. Weißt du, Kamerad, das Einfachste, das ist immer das Stärkste, und die großen Handlungen kommen in der Stille.. Auch das hat man hier gelernt.

Das ist die Predigt des Denkmals von Tannenberg.

Das Gesetz des deutschen Winters.

Regelmäßige „Tauwetterperioden“ entdeckt. — Neue Forschungsergebnisse über das Winterwetter.

Von Dr. P. Hartwig.

Ein bekannter Meteorologe hat einmal gesagt, in Mitteleuropa gebe es nicht einen Winter im Jahr, sondern wir müßten eigentlich von mehreren „kleinen Wintern“ sprechen, die durch Temperaturperioden immer wieder unterbrochen werden. Der Wintersportler weiß das aus eigener Erfahrung nur allzu gut. In letzter Zeit hat sich nun die Wissenschaft mit der Frage befaßt, ob diese Perioden kühlerer oder wärmerer Witterung völlig regellos über die Wintermonate verteilt sind oder ob sich gewisse Regelmäßigkeiten herauschälen lassen. Die Unbeständigkeit des Wetters mit seinen häufigen Kälterückschlägen im Sommer und Wärmerückschlägen im Winter ist ja ein ganz besonderes Kennzeichen des deutschen Klimas. Die Wissenschaft weiß auch den Grund für diese Besonderheit anzugeben: das Wetter, das jeweils bei uns herrscht, wird zum größten Teil gar nicht in Deutschland „gemacht“. Die lauen Lüfte, die im Winter von Zeit zu Zeit die Schneedecke verschwinden lassen, sind vielleicht in der Gegend der Azoren oder Madeiras erwärmt und mit Feuchtigkeit beladen worden. An anderen Tagen bringen uns rauhe Winde aus Nordosten Luftmassen, die aus Innerrußland nach Deutschland kommen.

Deutschland liefert geradezu ein Schulbeispiel für ein Land, dessen Witterungsverlauf weitgehend von derartigen „unselbständigen Witterungsperioden“ beeinflusst wird. Im Gegensatz dazu haben Länder, die auf riesige Entfernungen hin gleichartige Bodenbeschaffenheit haben, in der Regel auch ein recht „selbständiges“ Klima. Die eisige Kälte, die im Winter über den weiten Ebenen Rußlands lagert, entsteht im Lande selbst: die Sonne hat keine Kraft mehr, den Boden zu erwärmen. So liegt im Winter eine kalte Luftmasse über Osteuropa und Sibirien, die trotz ihrer ungeheuren Ausdehnung von einheitlicher Beschaffenheit ist. Eine andere riesige Luftmasse von gleichförmiger Beschaffenheit, angewärmt durch das Meereswasser, lagert zur gleichen Zeit über dem Atlantischen Ozean. Bald von dieser, bald von jener Seite wird nun Luft nach Deutschland „verfrachtet“, und je nachdem werden die Aussichten für den Wintersportler besser oder schlechter.

Daß auch die Schneetage nicht gleichmäßig über den Winter verteilt sind, wissen wir aus eigener Erfahrung. Wir möchten aber gern wissen, zu welchen Zeiten Schneetage und — was dem Wintersportler ja genau so wesentlich ist — Tauwetterperioden hauptsächlich auftreten. Herrscht hier völlige Regellosigkeit, ist es in jedem Winter wieder anders? Bis in die letzte Zeit hinein mußte die Wissenschaft auf eine solche Frage keine rechte Antwort zu geben. Jetzt aber liegen einige neue Untersuchungen vor, die wenigstens eine gewisse Klarheit bringen. Eine ungeheuer mühselige Arbeit hat zu diesen ersten Erkenntnissen geführt: es mußte nämlich für eine große Anzahl meteorologischer Beobachtungsstationen die durchschnittliche Lufttemperatur jedes einzelnen Tages im Jahre berechnet werden, und zwar aus den Angaben mehrerer Jahrzehnte! Das gleiche mußte auch für Luftdruck, Schneefall usw. durchgeführt werden. Es war also beispielsweise festzustellen, wie oft am 1. Januar in den Jahren 1906 bis 1936 Schnee fiel und wie oft nicht, ebenso für den 2. Januar usw. Für jede Station mußten solche Rechnungen natürlich gesondert ausgeführt werden. Einen Begriff von dem Umfang dieser Arbeit gibt die Tatsache, daß allein für das Gebiet Württembergs gegen fünf

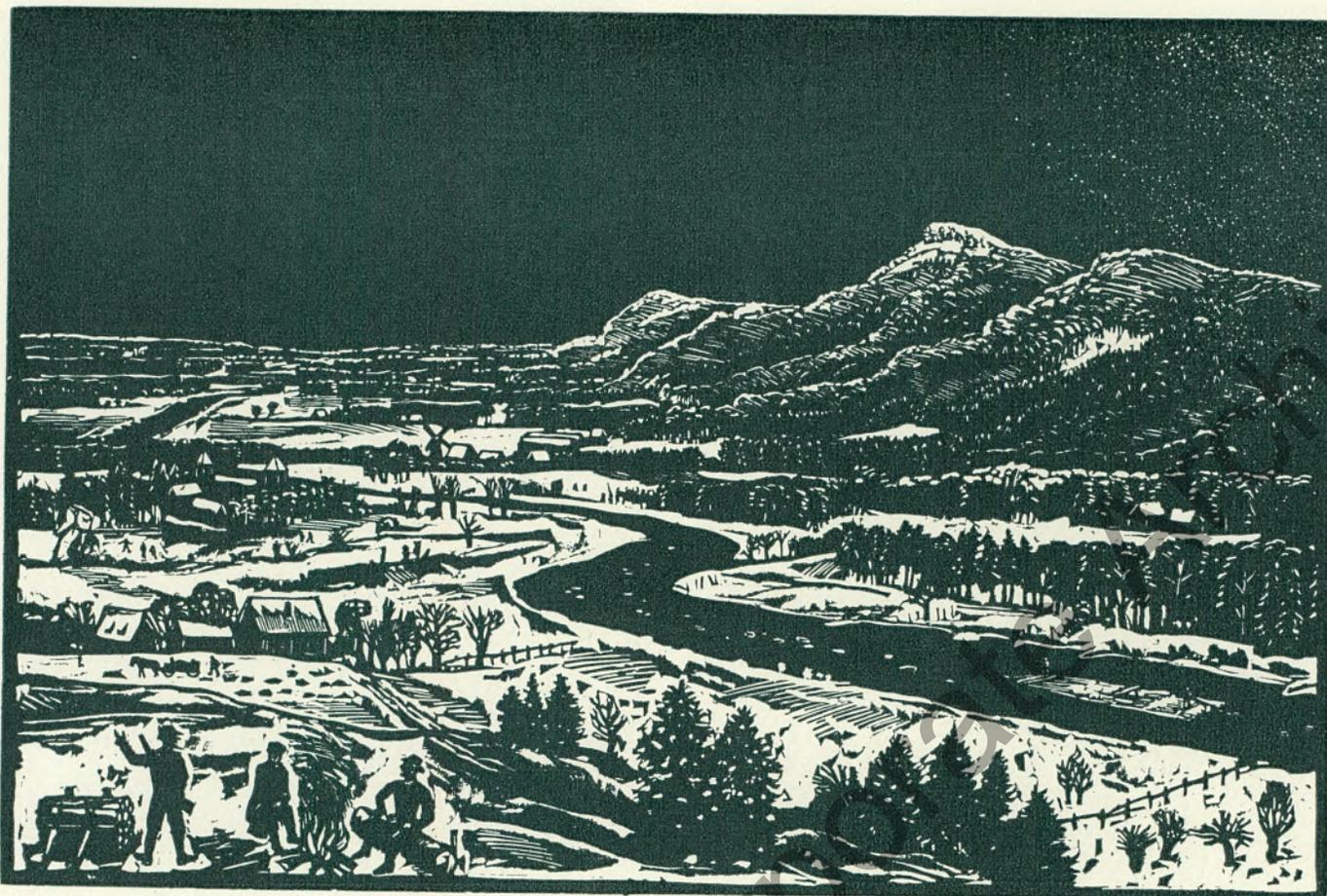
Millionen Zahlenangaben in solcher Weise ausgerechnet werden mußten!

Aber das Ergebnis lohnte diese mühevollen Untersuchungen. Es zeigte sich ganz klar, daß sowohl die Kälterückschläge im Sommer als die Wärmerückschläge im Winter, die das gefürchtete Tauwetter bringen, zu ziemlich genau festgelegten, „normalen“ Terminen eintreten. Im Winter ist ein besonders scharf ausgeprägter „Warmwettertermin“ um die Weihnachtszeit festzustellen, er dauert in der Regel etwa vom 20. bis zum 30. Dezember, fällt also leider gerade in die Weihnachtsfeiertage. Erst nach diesem Rückschlag beginnt gegen Neujahr der eigentliche Hochwinter, der aber auch keineswegs stetig verläuft, sondern von kleineren Rückschlägen unterbrochen wird, von denen noch nicht ganz erwiesen ist, ob sie sich so regelmäßig und so gleichmäßig in ganz Mitteleuropa geltend machen, wie es offenbar beim Weihnachtstauwetter („Grüne Weihnachten“) der Fall ist. Sehr auffällig ist dann ein „Nachwinter“ mit Kälterückschlägen und Schneefällen in höheren Lagen, der meist zwischen dem 8. und 10. März einsetzt.

Wir haben hier ein noch sehr junges Forschungsgebiet vor uns. Künftige Untersuchungen werden uns vielleicht weitere „Tauwetterperioden“ und „Kälteperioden“ zeigen. Für Ende Januar bis Anfang Februar ergaben die Untersuchungen die größte Wahrscheinlichkeit des Vorhandenseins einer Schneedecke. So hat zum Beispiel Freudenstadt im Schwarzwald eine maximale „Schneewahrscheinlichkeit“ (73%) in der Zeit vom 22. bis 24. Januar und nochmals am 9. Februar, Stuttgart am 7. Februar mit 46%. Ähnlich liegen die Dinge auch in anderen Gegenden Deutschlands.

Diese Untersuchungen können vielleicht eines Tages zu einer zuverlässigen Wettervorhersage auf lange Sicht führen, aber augenblicklich ist es leider noch nicht so weit. Was man bisher entdeckt hat, besagt nur, daß bestimmte Wetterlagen an bestimmten Terminen so auffällig häufig auftreten, daß man von einem gewissen „Gesetz des Winters“ sprechen kann. Aber damit ist nicht sicher gesagt, ob nicht gerade in diesem Jahre das Gesetz durchbrochen wird. Unser Wetter ist von allzuviel Einflüssen abhängig — wissen wir doch, daß sogar Vorgänge in der Stratosphäre auf unsere Witterung einwirken*! Es gibt also Ausnahmen von den neu entdeckten Gesetzmäßigkeiten, es gibt abnorm harte Winter, in denen die Luftmasse, die über Rußland lagert, sich weiter als gewöhnlich gegen Westen vorschiebt, so daß die Wetterlage von ganz Mitteleuropa gewissermaßen um ein erhebliches Stück „nach Osten gerückt“ wird. Dann wieder kommen außergewöhnlich warme Winter vor, in denen wir uns eines besonders starken Zuflusses subtropisch-ozeanischer Luft „erfreuen“ und damit einen Winter erleben, wie er etwa in Frankreich die Regel ist. Aber das sind eben Ausnahmen, und der Wintersportler kann heute schon aus den neuesten Feststellungen der Wissenschaft über die Gesetzmäßigkeiten des deutschen Winters praktische Schlüsse ziehen: man soll nach Möglichkeit die Termine der „wahrscheinlichen Tauwetterperioden“ nicht gerade für die Fahrt zum Wintersport verwenden. Und eine solche „Winterwetterprognose nach der Statistik“ ist immerhin besser als gar keine.

* Zusatz der „Welt“-Schriftleitung: So sagt z. B. für Dezember 1937 eine uns vorliegende, im allgemeinen zuverlässige Monatsprognose für die Zeit vom 27. bis Jahreswende Schneefall und Frostwetter voraus.



Winternacht.

Holzschnitt von Rudolf Niese.

Das Trankeopfer.

Ein Gedichtblatt von Otto Bräus.

Er ruht nun schon mehrere Jahre unter der Erde, der alte Professor C.; aber ach, er ist nicht alt geworden, obwohl gerade er wie nur wenige Menschen das Zeug dazu gehabt hätte, in letzter, aus Leben und Lehre gefeilterer Weisheit immer mehr Menschen sanft anzurühren und zu verwandeln, wie er's getan, als er bis auf den Tag seines Scheidens noch Schule hielt. Gut dreieinviertel Jahr, bis er seine Primaner fast ein wenig traurig und ohne jedes pathetische Wort in den Krieg entließ, hat er uns den Horaz, den Ovid, den Vergil ausgedeutet, und das war in seiner lebendigen, dem Schlage der Wünschelrute vergleichbaren Lehrweise sehr viel; noch mehr war es, was er uns an Lebensweisungen mitgab, er, der lange Jahrzehnte hindurch aus seinem bürgerlichen Sein und aus seinem Beruf ein Kunstwerk machte. Davon nur einen kleinen Vorgang; er sagt genug aus über viele ähnliche und gleichartige, die er uns miterleben ließ.

In einem schönen Morgen kam ich wieder einmal in die Schule, als auf das dämpfdröhnende Klingelzeichen der von Platanen bestandene Hof schon längst geräumt war.

Der Professor begann den Unterricht, indem er mich aufrief und eines jener Horazischen Gedichte übersetzen ließ, die so feierlich die Liebesoden heißen. Ich mochte meine Sache schlecht und recht gemacht haben; jedenfalls trug er mir auf, wie auch sonst wohl, die Strophen im Versmaß und zugleich gereimt zu übersetzen — so glaubte ich, für mein Zuspätkommen gebüßt zu haben. Aber nein!

„Warum“, sagte er und drückte mich — das umständliche Sie sparte er sich für die schlechte Laune —, „warum hab' ich dich das übersetzen lassen?“

„Weil ich erst in der letzten Sekunde kam, Herr Professor!“

„Nein, mein Junge — sondern weil Lalage dich schon um drei Uhr zum Tennisspielen bittet, da sie um fünf zurück in die Stadt muß.“

„Danke sehr, Herr Professor!“

Die Mitschüler hüstelten und licherten — der Klassenlehrer als Liebesbote, das war wirklich etwas Neues. Das Mädchen hieß nicht Lalage, sondern Luise, aber war nicht gerade das zartfühlend von unserm Professor, daß er den Namen vor den Mitschülern nicht preisgab?

Luizens Eltern wohnten, vom Hause des Professors aus, um die Ecke. Wie es kam, daß er die Nachricht überbrachte, das sollte ich ja nun schon um drei Uhr nachmittags erfahren. Ein ungewöhnlicher Anfang einer Schulsunde, nicht wahr? Und doch blieb sie uns noch aus einem andern Grunde tief in der Erinnerung. Der Professor, der uns am Gymnasium die feinern Grade der lateinischen und griechischen Sprache lehrte — wie sorgsam, bewies die Qual der Grammatikstunden, die er sich und uns nicht ersparte —, gab seinen Schulsunden einen Sinn und ein Ziel, die ihn würdig gemacht hätten, den ganzen Unterricht der humanistischen Schulart umzubilden: Er lehrte uns über den lebendigen Fluß des Griechischen, die klare Schärfe des Lateinischen im Grund nur eines — das Deutsche und die deutsche Sprache. Das aber ohne jedes Spreizen, als selbstverständlich und als höchste Aufgabe zugleich. Als wir in jener Stunde an eine Stelle kamen, da der Weinschwelg Horaz eine gute Sorte beschreibt, verlangte der Professor einen Beleg aus Hermann und Dorothea, aus dem ersten, der Kalliope geweihten Gesang — er las uns die Stelle dann vor:



Die Tafler Alp im Löttschental.

Lichtbild: Klopffenstein.

es ist, wo der Wirt vom Goldenen Löwen seine Gäste zu einem guten Glase bittet.

„Tretet herein in den hinteren Raum, das kühlere Gälchen! Nie scheint die Sonne dahin, nie dringet wärmere Luft dort Durch die stärkeren Mauern; und Mütterchen bringet ein Gläschen

Dreiundachtziger her, damit wir die Grillen vertreiben.“

Bei jener Gelegenheit war es wohl, daß sich dem alten, zwanzig Jahre nach seiner Fuchsenzeit noch von den Schönheiten Jenas berauschten Korpsstudenten untre Jahre ein wenig verschoben; er sah uns schon auf der Universität als weinkundig und in studentischen Bräuchen erfahren und sagte, wir möchten ihm ein paar gute Jahrgänge nennen, da es jenen Wein von 1783 nicht mehr gebe!

Wie wären wir dazu imstande gewesen? Einer von uns, der vorlaut bemerkte, es werde gewiß zuviel Wesens von dem Unterschied der Jahrgänge gemacht, reizte den Professor zu zornigem Widerspruch.

„Hehe!“ rief er, „du bist ein Faselhans! Du Blasgesicht kommst aus der Stadt und ich aus dem Wald, wo jeder Sommer und jeder Winter, wie sie nun verlaufen, streng oder mild, ein Schicksal sind für Baum, Busch und jedes Wild! Und mit der Rebe auf dem Weinberg sollt' es anders sein?“

Der Professor stieß diese Worte wie alle heraus, die er begeistert sprach — seine etwas verschwommenen, aber scharfen Augen blinnten, es blinnten die Zähne, die beim Lachen und Lächeln von den Lippen ein wenig entblößt wurden.

„Zuviel Wesens vom Unterschied der Jahrgänge?“ rief er, „ich jedenfalls, ich hab' da eine Flasche im Keller, nur eine einzige Flasche Erbacher Markobrunner, feinste Trockenbeeren-Auslese, 97er, einen Jahrhundertwein . . . den will ich mit den Meinen trinken, wenn meine Tochter sich verlobt!“

„Donnerwetter! Alle Achtung!“ sagte in diesem Augenblick Hans Kirschbach so anerkennend, wie er vermochte, wenngleich er, trotz des reichen Weinkellers, den sich sein Vater hielt, die Lage und Marke gewiß nicht sachmännisch zu werten wußte.

Aber der Professor lachte ihn an und trug ihm auf, die nächsten Verse zu übersetzen.

Wer war dieser Hans Kirschbach? Er hatte vielerlei entgegengelegte Eigenschaften, aber ich konnte das damals nicht so genau übersehen, er war mein Freund, und das sagt von mir aus genug. Ein wilder, lodrender Junge, der mich gut leiden mochte, und der mich darum fesselte, weil er dem, was wir das Leben nannten und als seine Geheimnisse erahnten, immer ein paar Schritte näher war als ich — er hatte den größern Mut und eine mehr nach außen gerichtete Natur. Ich liebte Salagen, die süß plauschende Luise, fein andächtig und von fern; er war hinter einem Mädchen her, der Tochter eines Gardinenwäschers, die ihn auf einen abschüssigen Weg, ins wildeste Dickicht bringen konnte. Ich ahnte das; denn er hatte mich einmal auf der Straße dem Mädchen vorgestellt. Ich verbeugte mich links, reichte ihr kaum die Hand und machte mich aus dem Staube.

Manchmal widersprach ich in jenen Tagen dem Freund, meist vergrub ich meinen Kummer für mich allein.

So von der Last bedrückt, die unsre Freundschaft kaum noch zu tragen vermochte, lief ich an einem schönen Sommernachmittag durch den Stadtwald und kam an jene große, helle Lichtung, die noch einige Jahre vorher mit gelbem Weizen dicht bestanden und nun in die neue schmucke Rennbahn einbezogen und zur Wiese verwandelt war. Es schlich, wie stets bei diesem Anblick, sich eine leise Wehmut in das Herz; so empfindsam waren wir in jenen Jahren vor dem Krieg, der leiseste Wandel dünkte uns eine grausame Umwälzung, und ein Ahrenfeld schien uns wichtiger, als das Geläuf einer Rennbahn — aber muß man so verschiedene Dinge aufeinander beziehen? Plötzlich trat der Professor C. aus dem Wald, er ging gern und mit schnellen Schritten spazieren.

„Was ich dich fragen wollte“, sagte er, „was ist mit dem Hans Kirschbach? Du mußt es wissen, du bist sein Freund!“ „Was durft' ich hier sagen, was nicht? Ich fühlte mich sehr beklommen!“

„Se“, fragte der Professor, „ohne Scheu gesprochen!“



Wintermorgen.

Lichtbild: Dr. Pfeifer.

„Es steht nicht gut um ihn, Herr Professor.“

Der Professor bohrte seinen Schirm, ein mächtiges Instrument, mit der Hornspitze in den Boden.

„Sie müssen ihm helfen, Herr Professor“, sagte ich, „ich kann's nicht!“

„Sind es Weibergeschichten?“ fragte bedrohlich unser verehrter Ordinarius — er, der jüngst mir als Postillon d'amour die Botschaft der herzlichen Luise ausgerichtet und so gutes Verständnis für ein Primanerherz bewiesen hatte. Nur eines blieb mir: frank und frei zu antworten . . . denn Vertlatzchen, Anzeigen, Verpeken ist doch etwas ganz andres, nicht wahr?

„Ich glaube, es ist eine Weibergeschichte“, sagte ich, „helfen Sie meinem Freund.“

„Nächstens muß man euch noch die Windeln waschen“, sagte der Professor und schnob davon. Aber noch am nächsten Tag lud er uns zu sich in sein Haus auf ein Gläschen Wein, den Hans Kirschbach und mich. Er lud uns ein — wenn so etwas geschah, war das meist eine große Ehre . . . in diesem Falle aber, wie mir schien, etwas andres noch.

Wir saßen dann abends hinter seinem Hause über dem Garten, der zur Rechten Nachbargärten, vor sich aber saftig-grüne Wiesen hatte, wie sie mit ihrer Üppigkeit das Wesen des Niederrheins ausmachen; der Professor setzte uns, da wir unsre Unbefangenheit nicht ganz abstoßen konnten, zunächst eine Flasche des Weines vor, den er „ein süßiges Möselchen“ nannte. Unser Lehrer sprach von seiner Jugend im Thüringer Land, von großen Gelehrten, zu deren Füßen er gesessen, und von Goethe, dem von ihm gründlich geliebten und gekannten Dichterkürsten. Sprach er vom Dichter, so hatte das Wort einen stillen, sprach er vom Kürsten, einen großen Glanz. Und endlich sprach er vom Trankopfer der klassischen Zeit.

„Die Alten“, sagte er, „schütteten jeweils vom besten Wein, den sie besaßen, eine Spende auf den Boden . . . da war sie nun dem gemeinen Nutzen wie dem edelsten Genuß entzogen. Alles, was wir haben, alles, was wir leiden, kommt von den Göttern.“ Er erhob sich, schaute ernst in die Nacht, und es wunderte uns nicht, daß er aus der Weinflasche, die das Mäd-

chen, artig in weißer Schürze zutrug, einen kleinen Bruch auf den Boden sprengte; ein zarter Hauch stieg herauf und mischte sich den Düften der Sommernacht. „Der Opfertrank“, sagte der Professor, „so vergossen, hat heilende Kraft, die Kraft innigen, gesammelten Wunsches.“ Er stieß mit uns an, wir tranken und fühlten in demselben Augenblick, daß dieser Wein keinem von denen zu vergleichen war, die wir im Elternhaus bei einem Familienfest oder sonstwo getrunken hatten . . . es war ein Wein, so edel und rein, daß wir, ohne von der Spur eines Rausches berührt zu sein, die Nacht unendlich geweitet, die Sterne tanzten, das Feste flüssig und das Flüssige verfestigt sahen. Hans Kirschbach griff nach der Flasche und schaute auf das Markenschildchen.

„Herr Professor“, rief er, „das ist ja jener Markobrunner. Sie wollten ihn doch mit den Ihren trinken.“

Unser Lehrer schaute uns an, Hans Kirschbach und mich.

„Es schien mir nötig“, sagte er, „das Trankopfer zu einer andern Stunde zu spenden. Wer sich für solchen Wein ausgespart hat, der wird des schlechten sich stets enthalten. Wie mit dem Wein, ist es mit den Freunden; wie mit dem Wein, Hans Kirschbach, auch mit den Frauen. Sich aufsparen ist das Geheimnis!“

Der Professor wandte sich um und schaute in die Nacht; er wollte seinen Schüler, der jäh errötete, die Beschämung nicht noch heftiger empfinden lassen.

Als der Professor sich dann wieder zu uns drehte, bligte er mich mit seinem guten Lächeln an, so, als ob er zu mir sagen wollte: „Hab' ich das nicht fein gemacht?“ Wir Schüler tranken langsam das Glas aus, sprachen kaum noch ein Wort und verabschiedeten uns; Hans Kirschbach drückte dem Professor die Hand so sehr, daß er lächelnd sagte:

„Du denkst wohl, ich hätte grobe Knochen?“

Hans Kirschbach fiel anderthalb Jahr später in Polen. Der Professor überlebte das Kriegsende noch ein Jahrwölft und behielt immer noch die Kraft, die zur Weisheit nötig ist.

Und ich will seinem Gedächtnis ein Trankopfer spenden, auch, wenn's nicht mit Erbacher Markobrunner geschieht!

Warum wachsen die Pflanzen?

Rätsel um eine „Selbstverständlichkeit“.

Von Dr. H. Lange.

Es ist eine seltsame Tatsache, daß sehr häufig gerade die scheinbar ganz einfachen, die „selbstverständlichen“ Dinge der Wissenschaft die allerschwierigsten Aufgaben stellen. Da gehen wir in diesen schönen Sommertagen an den im frischen Grün prangenden Gärten und Anlagen vorbei, freuen uns darüber, wie gut alles wächst, die Gartenfreunde ärgern sich über das Unkraut, dem man beinahe beim Wachsen zusehen kann . . . und kein Wissenschaftler kann uns wirklich genau sagen, wie diese Vorgänge eigentlich zustandekommen! Die Botaniker haben sich darüber die Köpfe zerbrochen, seit es überhaupt eine solche Wissenschaft gibt, aber gelöst haben sie dieses außerordentlich schwierige Problem — denn darum handelt es sich in Wirklichkeit — bis heute noch nicht. Natürlich hatte man schon lange die Vorgänge beim Pflanzenwachstum untersucht, es wurde auch genau festgestellt, wie sich die winzigen Zellen, aus denen die Pflanze besteht, strecken und teilen. Aber noch niemandem war es bisher geglückt, jene geheimnisvolle Triebkraft zu finden, die alle Pflanzenzellen zum Wachstum bewegt. Erst in der allerletzten Zeit ist es gelungen, wenigstens die ersten Schleier zu lüften, die dieses „Fabrikationsgeheimnis“ der Natur so lange verborgen hielten.

Hormone — bei Pflanzen.

Die Anregung zu den neuen Erkenntnissen kam seltsamerweise nicht aus der Botanik, sondern von gewissen Forschungsergebnissen der Mediziner. Die Ärzte und Physiologen beschäftigen sich zwar nur sehr selten mit botanischen Fragen, aber sie haben bekanntlich festgestellt, daß sämtliche Vorgänge im Körper der Menschen und Tiere durch die in winzigen Mengen wirkenden „Botenstoffe“, die jetzt so viel genannten Hormone, entscheidend beeinflusst werden. Es zeigt sich nun, daß derartige Stoffe auch im Leben aller Pflanzen eine sehr wichtige Rolle spielen, und in der letzten Zeit kam man bei der Erforschung dieser nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch recht bedeutsamen Fragen zur Entdeckung von Hormonen, die — ganz wie das entsprechende Stoffe beim Menschen tun — das Wachstum der Pflanzen anregen und regulieren. Diese „Wachshormone“ oder Auxine, wie man sie genannt hat, sind sehr komplizierte organische Verbindungen, die in mehreren, etwas verschiedenen Arten auftreten. Eine kaum meßbare Menge genügt, um die Zellen der Pflanze sich strecken zu lassen: auf diese Weise wächst sie. Fehlt aber der Wachstumsstoff, dann fehlt auch der Antrieb zum Wachstum, und die Pflanze bleibt, wie sie ist.

Die Hormone bilden sich bei der Pflanze in den Spitzen der Stengel und der einzelnen Triebe. Darum wächst sie auch in erster Linie an den Spitzen der Zweige. Von hier aus dringt der Wachstumsstoff in den Zweigen und Stengeln abwärts, wird aber dabei immer stärker verdünnt und verringert dadurch seine Kraft. Je weiter wir uns von den Spitzen der Triebe entfernen, desto langsamer wird daher das Wachstum. Wer einmal aufmerksam das Wachsen einer Blume oder eines Baumes, etwa einer Zimmerpflanze, verfolgt, wird das leicht bestätigen können. In wenigen Tagen, so rasch, daß man fast zusehen kann, strecken sich die jungen Nadeln an der Spitze hervor, aber bald verlangsamt sich das Tempo, und nur ganz unmerklich geht dann an den etwas älteren Stellen der Triebe das Wachstum weiter. Das helle lichte Grün der rasch wachsenden Spitzentriebe geht in das dunklere der ausgewachsenen Zweige über. Der Leser kann diese neuen Erkenntnisse der

Wissenschaft selbst durch ein Experiment nachprüfen: Wenn man die Spitze eines Zweiges abschneidet und damit das „Hormonlaboratorium“ ausschaltet, dann hört das Wachstum auf. Wir können auch den Gegenversuch machen: Legt man einige abgeschnittene Sproßspitzen auf ein Gelatinewürfchen, dann wird dieses mit den Hormonen durchtränkt. Wir setzen das Würfchen dann auf den vorher abgeschnittenen Stumpf des Zweiges — und nun wächst die Pflanze auch ohne Spitze, weil ihr künstlich Auxin zugeführt wurde!

Eine wichtige Entdeckung.

Die Entdeckung des Wachstumsstoffes gelang merkwürdigerweise nicht an der lebenden Pflanze selbst. Man fand ihn zunächst in tierischen Stoffwechselprodukten. Offenbar ist er hier aus der pflanzlichen Nahrung angereichert worden, so daß er leichter gefunden und isoliert werden konnte als in der Pflanze selbst, in der seine Menge kaum meßbar ist. Diese Entdeckung besitzt zweifellos eine erhebliche praktische Bedeutung. Sie erklärt uns, warum der natürliche Dünger doch dem künstlichen überlegen ist, dem dieser Wachstumsstoff natürlich völlig fehlt. Es wird die Aufgabe der Praxis sein, durch geeignete Versuche diese Erkenntnis auszuwerten, um in richtiger Weise künstlichen und natürlichen Dünger anzuwenden.

Es steht also jetzt fest, daß die Teilung und Streckung pflanzlicher Zellen durch Hormone verursacht wird — aber unser Wissen auf diesem Gebiet ist noch äußerst lückenhaft. Man hat neben dem Auxin noch ein weiteres Hormon, das Biotin, gefunden, das speziell auf die Zellteilung einzuwirken scheint, ferner regen die Wachstums-hormone auch in einer vorläufig noch sehr rätselhaften Weise die Wurzelbildung der Pflanzen an. Es ist bekannt, daß manche Pflanzen (z. B. die Pelargonien) durch Stecklinge vermehrt werden können. Man schneidet einen Zweig oder ein Blatt von einer Pflanze ab und steckt es in die Erde: Nach kurzer Zeit treibt es Wurzeln und entwickelt sich zu einer neuen Pflanze. Man hat kürzlich entdeckt, daß die beim Abschneiden des Stecklings verletzten Zellen einen Stoff absondern — ebenfalls in verschwindend kleinen Mengen — und daß dieser Stoff den Anreiz zur Neubildung kleiner Würzelchen gibt. Es gelang, ihn zu isolieren und dann künstlich anderen Pflanzen zuzuführen. Bei diesen Experimenten wurde eine deutliche Verstärkung der Wurzelbildung durch das Hormon festgestellt. Für den Gärtner, der Stecklinge zieht, ist diese Erkenntnis natürlich von großer Bedeutung. Allerdings muß auch hier erst eine Arbeitsmethode ausgebildet werden, die eine Anwendung dieser Forschungsergebnisse im großen ermöglicht. Man muß noch lernen, auf welche Weise man einen Steckling zur reichlichen Bildung dieses Wurzelbildungshormons veranlassen kann.

Alle diese Fragen sind im einzelnen noch kaum geklärt, weil — wie bisher stets bei der Hormonforschung — jede Lösung des einen Problems gleichzeitig viele weitere noch ungelöste aufzeigt, und die Dinge auf diesem Gebiet viel komplizierter sind, als man zunächst annahm. Hier liegen also wichtige Aufgaben für die Zukunft vor, mit deren Lösung die Wissenschaftler noch lange Zeit beschäftigt sein werden. Es ist eine mühsame Arbeit, die große Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit verlangt, um diese nur in Spuren vorhandenen Lebensstoffe festzustellen, eine Arbeit, die namentlich in den deutschen Forschungsstätten mit großem Erfolg betrieben wird.



Die Brücke.

Holzschnitt von Erich Urbahn.

„Vom deutschen Volkstum.“

Eine Bücherauslese, besprochen von Professor Dr. Schneider, Köln.

Wir haben den deutschen Volksstaat und wachsen hinein in eine seit zweitausend Jahren von den Vätern ersehnte Volksgemeinschaft aller Deutschen. Aber noch ist mehr Aufgabe als Erfüllung. Millionen von Samenkörnern müssen aufgehen bis zur Blüte und Frucht. Sie reifen zuerst in der Stille, im Herzen des einzelnen, in der Familie, im Hause. Befruchtet werden sie vom deutschen Buch. Nicht Unterhaltung ist der Zweck der vorliegenden Bücher, sondern Aufreithen, Antreiben, Beweisen. Ein Standardwerk legt der Verlag Brockhaus unter verantwortlicher Zeichnung von Paul Gauß aus der Feder namhafter Mitarbeiter vor: „Das Buch vom deutschen Volkstum“¹. Der im Vorwort ausgesprochene Satz „Deutschland bezeichnet seit alten Zeiten das ganze deutsche Volksgebiet Mitteleuropas unabhängig von allen zufälligen Staatsgrenzen“ ist allerdings reichlich scharf formuliert. Er darf nicht als eine Mißachtung der bestehenden Staatsgrenzen im Sinne eines uferlosen „Pangermanismus“ mißverstanden werden. Der Verzicht auf die elsässische, die objektive Behandlung der Südtiroler Frage bezeugen, wie wenig die Reichsführung die bestehenden Staatsgrenzen als „zufällig“ einschätzt. Auch sollte das staatspolitische Denken einer Zeit, in der Freiherr vom Stein Preußen und Bismarck Deutschland neu schufen, nicht einfach als „Geist einer versinkenden Zeit“ abgetan werden. Ein Volksbegriff ohne einen festen Staatsbegriff wäre eine Utopie oder ein Unruheherd Europas.

In den Abhandlungen über Zahl und Verbreitung der Deutschen auf der Erde (Dr. Rüdiger) und über Sprachen-, Volks- und Staatsgrenzen in Mitteleuropa (Prof. Meß, Erlangen), wo die verhängnisvollen Folgen einer Erziehung nur zum Staat statt zum Volkstum an dem Beispiel Österreichs aufgezeigt werden, zeigt sich der wahre Sinn jenes Satzes. Lehrreich sind P. Zauerners Ausführungen über die deutschen Stämme: Im Anschluß an die alten Sagenstämme der Ingväonen, Istväonen und

¹ „Das Buch vom deutschen Volkstum. Wesen, Lebensraum, Schicksal.“ Herausgegeben von Paul Gauß. Mit 136 bunten Karten, 1065 Abbildungen und 17 Übersichten. 426 S. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig. 1935.

Herminonen werden die „Nordgruppe“, gewissermaßen der Erbhofhalter der nordischen Rasse, die „Mittelgruppe“, Sueven mit dem als Mörtel dienenden Frankentum einschließlich der Ratten und Thüringer, und schließlich die aus Bayern und Schwaben gebildete „Südgruppe“ geschieden und die einzelnen Stämme nach ihren charakterlichen und dynamischen Eigenschaften außerordentlich treffend gezeichnet. Reichlich pessimistisch beurteilt Friedrich Burgdörfer die Lebensbilanz des deutschen Volkes, dem er bis zum Jahre 2000 einen Rückgang auf 47 Millionen prophezeit, so daß er Europa schon als „vorwiegend slawischen Erdteil“ sieht. Hoffentlich wird die Entwicklung ihm unrecht geben!

Eine kurze Übersicht über die Rassenverteilung nach dem neuesten Stande der Forschung und eine Abhandlung über die Mundarten, bei der die Feststellung beachtlich ist, daß „Luther zum Begründer unserer Nationalität in ihrem gegenwärtigen geographischen Umfange“ wurde, runden das Bild der Grundlagen unseres Volkstums ab.

Der kulturellen Schilderung dienen Betrachtungen über deutsche Dörfer, Städte und Burgen, über Katholizismus und Protestantismus. Die Übersicht, die Richard Benz über „deutsche Kunst und geistige Kultur in ihrer geschichtlichen Entwicklung“ gibt, ist in ihrer geschraubten Form wie in ihren einseitigen, oft paradoxen Resultaten angreifbar. Um so begrüßenswerter ist der letzte Abschnitt über „technische Überwelt und völkische Kultur“. Hier wird mit packender Schlichtheit das Hervordrängen der zweckmäßig-nützlichen Zivilisation an Stelle des kulturellen Aufbaus und der Frage nach Wert und Sinn des Lebens, die Verdrängung des organischen Naturdenkens eines Goethe durch die rein mechanische Naturwissenschaft Darwins und Häckels, die Verabsolutierung der Künste u. a. dargestellt und die Forderung erhoben, „den von der nationalen Staatsidee erfaßten Massen die Werte der Überlieferung geistigen Deutschtums wieder zu eigen zu machen, die völkereinebende Technik durch Gestaltung der Völkerindividuen zu überwinden“.

Über den Stand der deutschen Bildungseinrichtungen im Auslande berichtet Dr. Esaki, der Leiter des Auslandsinstituts in Stuttgart, mit einer verhaltenen Sachlichkeit, die um so überzeugender wirkt; ähnlich unangreifbar sind die Darstellungen der wirtschaftlichen Probleme durch Professor Thalheim.

Eine Frage, die Tausende von Deutschen heute bewegt und ihnen Kopfzerbrechen macht, ist der Gegensatz zwischen „deutschem“ und „römischem“ Recht und die Aufnahme — „Rezeption“ — des letzteren in Deutschland im 16. Jahrhundert wie das Eindringen des „Code civile“ Napoleons in die Rheinlande. Sie erfährt eine erfreulich klare und faßbare Beantwortung durch Professor Freiherrn von Künzberg. Nur scheint mir die Beurteilung der Lage der niederen Stände im Süden und Westen gegenüber Ostdeutschland mit seiner „menschenunwürdigen Form der Untertänigkeit“ zu günstig. Die Bauernkriege wie die schwäbischen Auswanderungen in das Banat und die „schwäbische Türkei“ im 18. Jahrhundert reden eine andere Sprache!

Die Lage dieser deutschen Kolonisten und Kulturträger, die in Europa als Angehörige von 17 fremden Staaten unter dem Fremdenrecht als Volksgruppen oder „nationale Minderheiten“ leben und mit rund 10 Millionen einen wichtigen Teil des deutschen Volkes bilden, schildert sehr ernst mahnend und aufrüttelnd Professor Langer. Die Durchsetzung der Anerkennung der „kulturellen Autonomie“ im völkerrechtlichen Denken der europäischen Nationen ist in der Tat eine der verpflichtendsten Aufgaben und zugleich eine Lebensfrage des nationalsozialistischen Deutschlands.

Was hier in grundsätzlichen Ausführungen über Wesen und Stand des deutschen Volkstums entwickelt wurde, gewinnt in dem umfassenden zweiten Teile des Werkes Leben und Tatsächlichkeit in den Schilderungen der einzelnen deutschen Gebiete. Diese werden nach ihrer geologischen Entstehung, ihrer geopolitischen Bedeutung, Siedlung und Kultur in knappen, aber lebhaften Darstellungen geschildert. Dörfer und Städte, Burgen und Kirchen, Flüsse und Berge werden in ihrer Bedeutung für Wirtschaft und Kultur gewürdigt. In unendliche Räume weitet sich da das Gebiet deutschen Lebens: nicht nur die Schweiz und Österreich sind einbezogen, bis auf die westliche Halbkugel und die Südsee erstreckt sich der Blick. Besonders beherzigenswert und vielen Lesern gewiß neu sind die Darstellungen des Deutschtums in Rumf-Ungarn und Südslawien, die großen Siedlungen um Temesvar, Gutenbrunn u. a.

Mit Recht wird auf die kräftige und zähe deutsche „Annenkolonisation“ im Banat und in der Baschkia hingewiesen. Prachtvoll ist die Schilderung der Siebenbürger Sachsen, der Vertreter des „klassischen Auslandsdeutschtums“, jener Männer, deren Hauptstadt Hermannstadt einst ein Papst „der ganzen Christenheit Schirm und Bollwerk“ nannte, die sich dann geschloffen 1546 als „sächsische Nation“ zu Luthers Lehre bekamen, und die für ihre geradezu tragisch anmutende Treue zum Hause Habsburg den vollen „Dank“ dieses unheilvollen Geschlechtes zu Kosten bekamen.

Düster sind die Bilder aus dem Baltikum und Polen, hoffnungslos die aus Sowjetrußland. Mahnend zeigen die Schilderungen aus Afrika die glückhafte Entwicklung der Kolonien, die der Weltkrieg vernichtete. Hier liegen deutsche Aufgaben. Leider sucht der Leser vergebens das Bild des Generals von Lettow-Vorbeck!

Im dritten, geschichtlichen Teil dürfte die knappe, sehr übersichtliche und aufschlußreiche Darstellung der germanischen Vorgeschichte durch Professor Walther Schulz fesseln. Die Zurückführung der Wurzeln der nordischen und fälischen Rasse auf die Aurignac- und Cro-Magnon-Rasse geht bis in die jüngere Eiszeit zurück. Die Keramikulturen tauchen auf, Bronze, Gold, Königsgräber und Schmuckfunde charakterisieren Zeiten und Räume. Kämpfe der Germanen mit Ägyptern und Kelten leiten schließlich zu den geschichtlich erschlossenen Zeiten über.

Dann gibt Professor Erich Kessler unter dem Titel „Deutscher Raum und deutsches Reich“ eine scharf zusammengefaßte Übersicht über die zahlreichen, sich oft überschneidenden geopolitischen, kriegerischen, staatsbildenden und soziologischen Probleme, die im Entstehen des vieldeutigen Organismus eine Rolle spielen, der „Deutsches Reich“ heißt. Besonders lehrreich und objektiv ist die vom Raumprinzip getragene Beurteilung der mittelalterlichen Italienpolitik: Die Kaiserkrone allein war die Voraussetzung für die Herrschaft des deutschen Königtums über die Kirche und damit über die völkischen und politischen Kräfte. Otto I. war im Sinne seiner Zeit ein Vorkämpfer. Erst mit Heinrich VI. überschritt das

Reich den ihm gesteckten Raum; seine Besten konnten im Süden verbluten, nicht ihn erfüllen. Durch die Verlegung des Schwerpunktes nach Sizilien verlor der deutsche Raum sein Gleichgewicht. Inzwischen lösten die Fürsten, die unter Heinrich IV. schon schuldig geworden waren, durch ihre selbständige, an sich unendlich wertvolle Ostpolitik das Gefüge des Reiches von innen her auf. Darin liegt die Tragik des Reichsgedankens. Andererseits beginnt jetzt jene eigenartige Entwicklung deutscher Politik und deutscher Kultur außerhalb der Reichsgrenzen, die der gesamten Geschichte des Ostens bis heute seine Prägung gibt.

Diese Beispiele mögen genügen, um die Reichhaltigkeit dessen zu zeigen, was das Werk an Stoff und Anregung demjenigen bietet, der das hohe Geschenk des deutschen Volkstums in seiner ganzen Größe und Weite erkennen will.

Indessen ist mit dem „Erkennen“ allein noch nicht eben viel gewonnen, wenn diese Erkenntnis nicht zu den Quellen der Kraft hinleitet, die den Willen und die Tat gebären. Ausgehend von dem Wort Paul Ernsts: „Des Menschen Ziel ist seine Seele“, hat Johannes Eilemann ein Sammelwerk herausgestellt, dessen Titel zeigt, was das Wort „Kämpfen“ im innersten und wahrsten Sinne bedeutet. Nur der kann wahrhaft kämpfen, der glaubt. Hier lauschen in einer unendlich reichen Auswahl deutscher Lyrik und Prosadichtung deutsche Menschen aller Jahrhunderte und aller Schichten des Volkes dem Quell ihres Seins. Hier geht es um die beiden Pole unseres Erdenlebens, um Gott und Volk. So wirkt die Sammlung von vornherein tief religiös. Das Buch ist mehr als „Lebenskunde“, ist, wie jede wahre Religion, Lebenshilfe. In klarer Linie schreitet die Sammlung voran. Von „Gott und Christus“ hören wir die Gottsucher sprechen vom Verehrer Baldurs über Wolframs Parzival zu Luthers revolutionärem Werk, dem Buch von der „Freiheit eines Christenmenschen“, und weiter bis zu Gustav Schülers Gottsucherliedern. Das Ringen des deutschen Geistes um Einheit mit Gott spricht aus Meister Eckhart wie aus Goethe, und Ina Seidel, Hans Grimm mit dem Thema „Jesus an der Weser“, Egidmund Rauch und Adam Müller-Gutenbrunn zeigen das echte deutsche Christentum in seiner edelsten Blüte, der Toleranz, auf. Zu den „Müttern“ und der Mutterschaft als dem Urgrund allen Volkstums führt wieder Luther, dem sich nach Goethe und Bismarck in der Klarlegung des Begriffs „Volk“ der Freiherr vom Stein mit seinem „politischen Testament“ anreihet. Es folgen die Propheten des Dritten Reiches, Richard Wagner, Moeller van den Bruck, Stefan George. So wird der nächste Abschnitt vorbereitet, der der „deutschen Seele“ gewidmet ist. Hier nehmen die Romantiker einen breiten Raum ein, aber auch Goethe, Storm, Raabe und andere Deuter der deutschen Seele kommen zu Wort. Der „Arbeit“ sind Worte von Wildenbruch, Josef Goebbels, Gorch Fock, Heinrich Versch u. a. gewidmet, und den Ausklang bilden Bekennnisse zur „Selbstbehauptung“. So ist die Sammlung ein Zeugnis deutschen Ringens, aber auch jenes tiefen Glaubens, aus dem allein sich die wahre Erneuerung unseres Volkes gebären kann. Jedem, auch dem Belesensten, wird das Buch eine Fülle von Aufgaben stellen, mit denen er fertig werden muß, will er zu „Gott und Volk“ gelangen.

Um ein Wiedererstarken des echten Volkstums geht es auch in der Verlebendigung der gemeinschaftsbildenden Elemente, die im Laufe der Geschichte unseres Volkes wirksam gewesen sind. Die Grundkraft des deutschen Lebens liegt in der Gemeinschaft der Arbeit, deren Träger neben dem Bauern der deutsche Handwerker und der Kaufmann sind. Auch das Handwerk muß dem Strom der mächtigen Entwicklung der Industrie und Technik folgen. Aber wie sich in ihm der Geist des „Meistertums“ erhalten hat, so soll es sich aus altem Gut der Vorfahren Belehrung holen zu neuem Schaffen. Diesem Gedanken dient Konrad Gag³, wenn er in klarer Darstellung die Gesetze und das Wesen des alten Zunfthandwerks erläutert. Wir sehen das Handwerk aus der Bauerschaft entstehen, zuerst gebunden an die bäuerliche Lebensgemeinschaft, dann in den Zünften sich formend, emporwachsend zu öffentlich-rechtlicher und politischer Macht. Es wird sich seiner alten Wehrkraft wieder bewußt, bleibt aber immer boden- und gemeinschaftsgebunden. Bezeichnend der Satz einer Zunftordnung: „Wer nur suchet, Geld und Reichtum zu sparen mit seiner Arbeit, der handelt

² Johannes Eilemann: „Kämpfen und Glauben. Wege zu Gott und Volk.“ Verlag B. G. Teubner, Leipzig, 1935. Preis 6,50 RM.

³ Konrad Gag: „Das alte deutsche Handwerk.“ Essen, 1936, Bildgutverlag. 104 S. Preis 2,80 RM.

schlecht, und seine Arbeit ist Wucher.“ Es folgt das Erstarken der Gewerkschaft zur Klasse, die Entartung des Gemeinns zum Einzelinteresse, des Ehrbegriffs zum Ständesdünkel. Das alles in vollendeter Form erzählt, von guten Bildern erläutert, macht das Buch auch für den Nichtfachmann erfreulich.

Denselben durchaus fruchtbaren Gedanken, schwierige und trockene Wissensgebiete durch eine leicht faßliche und interessante Gestaltung der Darstellung weiten Kreisen schmackhaft zu machen, verfolgt für die Geographie der Amerikaner Hendrik Willem van Loon⁴, für die Physik Paul Karlson⁵.

Van Loon schreibt „für Durchschnittsleser, die ein paar Grundtatsachen über den Planeten, auf dem sie nun einmal leben, erfahren wollen“. Das verführt den geistreichen Plauderer und mit einem staunenswerten geographischen Wissen ausgestatteten Schriftsteller allerdings mehrfach dazu, reichlich primitiv zu schreiben. Auch ist das Buch mehr ein Leitfaden der Geopolitik als der reinen Geographie. Das ist an sich kein Fehler. Der Verfasser hat recht, wenn er sagt, der Ozean habe eigentlich vor dem 13. Jahrhundert gar nicht existiert — nämlich als Brücke und Straße der Völker. Viele Kapitel, wie das über die günstige geologische und physikalische Gestaltung Italiens, die es als „Teil der Landmasse Mitteleuropas“ zugleich zur Seemacht und zur Europa beherrschenden Landmacht prädestinierte, während die spanischen Gebirge „jede vernünftige Entwicklung auf dieser Halbinsel trotz ihrer natürlichen Schätze verhindert haben, die Beurteilung des amerikanischen Kontinents und vieles andere sind von hohem Reiz. Dem steht als schwerster Mangel die völlige Unkenntnis moderner Rassenlehre gegenüber, die vielfach zu gänzlich unhaltbaren Urteilen führt. Die Skizzen und Karten sind so gut wie unbrauchbar. Das Buch regt an, aber ebenso stark zum Widerspruch wie zur Bejahung. Vielleicht wird es gerade dadurch wertvoll.

Wesentlich tiefer schärft Paul Karlson, der das Wagnis unternimmt, den Laien in die schwierigen Fragen nicht nur der klassischen Physik, sondern auch in deren „Umsturz“ einzuführen. Man muß gestehen, daß ihm das, wenigstens für den ersten Teil, in geradezu staunenswertem Maße gelungen ist. Fast spielend lernt auch der „blutigste Laie“, zu welcher Kategorie sich der Berichterstatter feutzend bekennet, von des seligen Demofrit Atomlehre ausgehend, sich in der wunderlichen Welt der Atome, Moleküle, des unheimlichen Radiums, der Protone und Elektrone und wie diese Herrschaften alle heißen, beinahe heimisch zu fühlen. Humorige und derbe Vergleiche, wie der der im „Schwefelfeld“ gegeneinanderwirkenden Kräfte mit dem seelischen Konflikt des Hausherrn zwischen Stammesneipe und Theater — wohin die Gattin strebt — mit dem Endergebnis des Kinobesuches oder der „Druckknopfe“ zwischen Proton und Elektron, sind kostbare Atempausen in dem doch schwierigen Kursus. Die Elektrizität in allen ihren Erscheinungsformen erscheint unheimlich klar und einfach; etwas böser wird die Sache bei dem Abschnitt „Licht“. Indessen bringt das Buch auch hier selbst in die dunklen Bezirke der „Wellenlehre“ des Herrn Huggens erstaunlich helle Farben. An dem Begreifen der neuesten „Quantenmechanik“ wird mancher mit mir scheitern. Ein leises Dämmern dürfte dem philosophisch orientierten Leser der Vergleich mit der Monadenlehre des großen Leibniz, ihrer metaphysischen Grundfunktion der Tätigkeit als Wesenheit und ihrer „prästabilierten Harmonie“ bringen, an die die rein statistischen Zusammenhänge zwischen der anschaulichen Denkform der klassischen Physik — und auch heute noch des Forschers — in Raum und Zeit und der Welt des „mathematischen Raumes“ erinnern. Flüchtig hingeworfene, aber sehr instruktiv gezeichnete Skizzen im Text und Karten beleben das ungemein fesselnde und belehrende Buch.

Dem „ehrbaren Kaufmann“ hat Theodor Bohner⁶ ein ganz eigenartiges Buch gewidmet. Sehr, sehr viele Deutsche befinden sich über den Umfang und die Bedeutung der Tätigkeit des Kaufmanns auch heute noch in einer höchst naiven Unkenntnis, die jedoch für das gesamtwirtschaftliche Denken und die Beurteilung der völkischen Lebenskräfte nicht ohne Gefahr ist. Diesem Mangel will der Verfasser auf eine höchst originelle Weise

abhelfen, indem er vor allem die gewaltige Organisationsarbeit darstellt, auf Grund deren der „ehrbare“ Kaufmann, der nicht „Ausbeuter“ und „Vertreuer der vorhandenen Ware“ ist, durch die Jahrhunderte wirtschaftliche Werte geschaffen und sie den einzelnen Gliedern des gesamten Volkskörpers zugeführt hat. Er verzichtet auf jede systematische Belehrung, sondern führt, oft in heiterem Plauderton, den Leser durch die schier unendliche Fülle der Wirtschaftsgebiete und ihrer Vorgänge. Dabei gilt seine besondere Liebe den starken Persönlichkeiten, die sich und ihre Mitmenschen vorwärtsgebracht haben, so daß das Buch eine Ruhmeshalle der Pioniere der deutschen Wirtschaft wird. Da sehen wir einen Seesdampfer entladen werden, und schon taucht der ganze Verlauf eines Überseegeäfts, zunächst in flüchtiger Skizze, vor uns auf: die Börse, Brot, Mehl, Margarine, Bleichsoda, Henkel-Düsseldorf usw. Von den Kartoffeln ist die Rede, von denen in Deutschland fast 600 kg jährlich auf den Kopf der Bevölkerung wachsen. Davon ist der Mensch rund 200 kg, ebensoviel verbraucht das Vieh; die „dritte Kartoffel“ aber wird zur Hälfte zu Stärke und Mehl verarbeitet und erscheint in den wunderbarlichsten Gestalten im Dextrin, Sirup, Marzipan, Lebkuchen, Kunsthonig, Senf; in der Kopiertinte und dem Pergamentpapier, der Stiefelwachs und dem Lippenstift. Das letzte Sechstel schließlich wird als Spiritus und Schlempe verbraucht. Vom Hering wird berichtet und von unserem geringen Fischverbrauch von 10 kg neben 54 kg Fleisch, während der Engländer, den wir fälschlich als „Beefsteakesser“ bezeichnen, jährlich 26 kg dieser gefunden und billigen Nahrung zu sich nimmt. Bei der Textilindustrie wird der Rückgang der deutschen Schafzucht von 30 Millionen vor 100 Jahren auf knapp 4 Millionen um 1930 festgestellt. Den Chemiker, der vom 19. Jahrhundert urteilt: „Wie die reichen Erben haben sie gelebt“, nennt der Verfasser sehr gut „das Gewissen unserer Rohstoffwirtschaft“. So zeigt er uns die Arbeit der großen „Kaufleute“ im weitesten Sinne, der Pioniere und Kapitäne der deutschen Wirtschaft im Ernährungs- wie im Textilgewerbe, in der Montan-, der chemischen und elektrischen Industrie, die Schöpfer des Maschinenbaus und die Organisatoren des Verkehrs, die Erbauer unserer Straßen, Kanäle und Brücken — ein gewaltiges Lied deutscher Arbeit und deutschen Genies. Gewiß ist der Verfasser teilweise befangen in individualistischen Gedankengängen; bei der erfreulichen Zurückhaltung aber im Urteil tun diese der für Laien außerordentlich anregenden und lehrreichen Darstellung kaum Abbruch.

Immer aber wird die Krönung völkischer Kultur die Bereitschaft und Aufnahmefähigkeit weitester Kreise für echte Kunst sein. Schauernd haben wir erlebt, welche seelischen Verheerungen eine verantwortungslose entwurzelte Kunst anrichten kann. Aufnahmefähigkeit und Urteil zu stärken, „Sehen und Erkennen“ zu lehren, hat sich Paul Brandt⁷ als Ziel gesetzt. Das Buch bietet auch dem Künstler wertvolles Material in übersichtlicher Anordnung und geschickter Auswahl. Die Reproduktionen sind schlechthin vollendet. Sein Hauptverdienst und zugleich seine Eigenart gegenüber anderen Veröffentlichungen ist die vergleichende Methodik der Kunstbetrachtung. Dadurch erfährt es eine volkstümliche Steigerung ins Leichtfaßliche und vorbildlich Pädagogische und somit ernsteste Bedeutung für die Kunstziehung der deutschen Jugend. Der Inhalt erstreckt sich von der Baukunst der Urzeit, der Antike, des Mittelalters über die Plastik zur Malerei. Diese bewährte Methode wird belebend ergänzt durch Sonderbetrachtungen über die germanische Kunst: das Sittenbild, das Geschichtsbild u. a. Auch in dem Kapitel über die neue Kunst erweist sich die Liste der angezogenen Künstler in Beispiel und Gegenbeispiel im allgemeinen als richtig und wertbeständig. Einzelne subjektiv und willkürlich anmutende Nennungen von Wortführern der jüngsten Kunststepche vermögen den Wert des Ganzen kaum zu schmälern. Das Buch ist stark von der Eigenart des Verfassers bestimmt. Die schwarzen Bildbeigaben im Text sind klar und instruktiv, die farbigen Einschalttafeln, technisch hervorragend wiedergegeben, vermitteln trotz der zwangsläufigen Verkleinerung geradezu reiflos den Reiz des Originals. Das Buch ist tatsächlich ein Wegweiser vom „Sehen“ zum „Erkennen“ der deutschen Kunst im Gesamtbild der Menschheitskultur.

Es sind nur wenige Bücher, die wir besprechen. Aber sie können Helfer werden zur Erfüllung des Lebens mit bleibenden Werten.

⁴ Hendrik W. van Loon: „Du und die Erde.“ 446 Seiten. Verlag Ullstein. Preis 6,75 RM.

⁵ Paul Karlson: „Du und die Natur.“ 356 Seiten. Verlag Ullstein. Preis 5,50 RM.

⁶ Dr. Theodor Bohner: „Der ehrbare Kaufmann.“ Verlag Ullstein, Berlin, 1936. 243 S. Preis 6,75 RM.

⁷ Paul Brandt: „Sehen und Erkennen. Eine Anleitung zu vergleichender Kunstbetrachtung.“ (51.—62. Tausend.) 1929. 484 S. 838 Abbildungen und 19 Farbentafeln. Verlag Alfred Kröner, Leipzig.

Rudolf Diesel.

Entwicklungs- und Schicksalslinien eines schöpferischen Lebens.

Dargestellt von seinem Sohn*.

Jeder Mensch, der Besonderes geleistet hat, gerät in den Lichtkegel kritischer Beobachtung. Auch Rudolf Diesel konnte sich dieser zwinrenden Notwendigkeit nicht entziehen. Im Jahre 1897 war sein Werk so weit vollbracht, daß es von einem anderen entwickelt werden konnte. So hat denn vieles von dem, was diese anderen leisteten, zum Ruhm des Erfinders beigetragen. Denn der Ruhm in der Technik ist anderer Art als der des Künstlers. Das Kunstwerk steht einmalig da, so wie es der Künstler geschaffen hat. Sind doch Beethovens Symphonien auch heute noch, was sie ehemals waren. Das Wesen der Technik besteht aber gerade darin, daß sie sich durch den Geist und die Hände einer schaffenden Gemeinschaft fortentwickelt. Watts Dampfmaschine ist verschwunden, sie ist historisch geworden; aber sie steckt heute noch im Geist und Entwicklungsgang der sich ewig wandelnden Technik. Die Tragik in Diesels Leben feste in dem Augenblick ein, als er seine Erfindung als etwas Fertiges der technischen Welt übergeben konnte. Von da an übernahmen andere die Weiterbildung seiner Maschine. Hieran und an dem Kampf um den materiellen Erfolg ist er menschlich gescheitert.

Aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammend, verlebte Rudolf Diesel die Jahre seiner Kindheit in Paris, wo sein Vater das Gewerbe eines „maroquinier“ und „portefeulliste“ (Herstellers von Lederwaren) betrieb. Die Weltstadt Paris mit ihren zahlreichen Anregungen auf allen Gebieten des Wissens, insbesondere der Naturwissenschaften und der Technik, übte auf den jungen Diesel einen nachhaltigen Einfluss aus. Des öfteren sah man ihn als zehn- bis zwölfjährigen Jungen in den stillen und dunklen Hallen des „Conservatoire des arts et métiers“, wo er die Maschinen bewunderte und skizzierte.

Der Ausbruch des Krieges im Jahre 1870 zwang die Familie Diesel zur Flucht aus Paris. Sie wandte sich nach London, von wo Rudolf allein die Reise nach Augsburg antrat, um die dortige Gewerbeschule zu besuchen.

Seine frühreife Begabung, sein Fleiß, seine Energie machten den Bierzehnjährigen zu einem der besten Schüler des Augsburger Instituts. Seine Leistungen wuchsen von Jahr zu Jahr, so daß er die Industrieschule in Augsburg, den Ueberbau der Gewerbeschule, im Sommer 1875 mit einem Zeugnis verlassen konnte, wie es bis dahin noch nicht erteilt worden war.

Mit Rudolfs Absichten, Ingenieur zu werden, waren seine Eltern keineswegs einverstanden. Es hat langer und harter Kämpfe bedurft, die den jungen Diesel in schwere seelische Konflikte brachten, um die Eltern, die nach ihrer Rückkehr nach Paris wirtschaftlich schwer zu kämpfen hatten, von seiner unbeirrbaren Absicht zu überzeugen. Für die geldliche Grundlage des Studiums sorgte Karl Max von Bauernfeind, der Reformator der Münchener Technischen Hochschule, der als Regierungskommissar im Jahre 1875 die Augsburger Schule inspizierte, und der den jungen Diesel einer scharfen Prüfung unterzog, die zur Folge hatte, daß er ihm für zwei Jahre ein Stipendium von 500 Gulden zum Besuch der Münchener Hochschule in Aussicht stellte.

In München lehrte Carl Linde, der in den 1860er Jahren durch die Erfindung der Luftverflüssigung berühmt wurde, theoretische Maschinenlehre, wobei auch die Kraftmaschinen, vor allem die Dampfmaschinen, behandelt wurden. Die Dampfmaschine, so stellte Linde fest, verwandele nur 6 bis 10 % der im Brennstoff verfügbaren Wärme in nutzbare Arbeit. Diesel faßte damals den Entschluß, eine bessere Wärmekraftmaschine zu bauen. Er stellte sich die Aufgabe. Das war noch keine Erfindung, auch nicht die Idee dazu. Aber der Gedanke verfolgte ihn von nun an unausgesetzt.

Carl Linde hatte die Fähigkeiten seines Schülers längst erkannt und strebte danach, Diesel für den Aufbau einer Lindeschen Eisfabrik in Paris zu gewinnen. Er ließ ihn zu diesem Zweck bei Gebrüder Sulzer in Winterthur praktisch ausbilden. Da Diesel durch Krankheit verhindert war, sein Schlußexamen sofort nach Beendigung seiner Studien zu machen, holte er es nach Ablauf seines Praktikums in Winterthur nach. Er machte das beste Examen seit Gründung der Hochschule.

Von dort ging er im Auftrage Lindes im Jahre 1880 nach Paris. Der zehnjährige Aufenthalt dort war für den Erfinder Diesel als Vorstufe für seinen endlichen Erfolg von ausschlaggebender Bedeutung.

Von der Eismaschine her kannte er Ammoniak, Ammoniakdämpfe und hohe Drücke. Er kam daher auf den Gedanken, durch Anwendung von Ammoniakdampf, an Stelle von Wasserdampf, den Wirkungsgrad der Dampfmaschine zu verbessern. Damals gelang es ihm noch nicht, sich von der Dampfmaschine als der klassischen Wärmekraftmaschine und von ihrem gewaltigen Vorbilde zu lösen. Die Beschäftigung mit diesen Fragen brachte ihm die Erkenntnis, daß er mit sehr hohen Drücken, etwa 50 bis 60 Atmosphären, arbeiten müsse, um zu guten Ergebnissen zu kommen. Das war aber in damaliger Zeit ein unmögliches Unterfangen. Der Verfolgung und schließlich Verwirklichung seiner Ideen war ein Vorschlag Lindes förderlich, nach Berlin überzusiedeln und das Eismaschinen-

geschäft für das nördliche und östliche Deutschland zu übernehmen. So zog Diesel im Februar 1890 in die deutsche Hauptstadt ein.

In die Berliner Zeit fällt die endgültige Abkehr von der Ammoniakmaschine. Schon in Paris hatte er mit Luft gearbeitet, die er möglichst hoch erhitzte und sich dann möglichst tief abkühlen ließ. Der Brennstoff jedoch, der die Luft in Diesels Kesseln heizte, brauchte zu seiner Verbrennung den Sauerstoff der Luft. Da drängte sich Diesel der naheliegende Gedanke auf, die Luft als arbeitendes und als chemisches Mittel zur Verbrennung des Brennstoffes im Motorenzylinder zu verwenden.

Am 28. Februar 1892 erhielt Diesel nach langen Kämpfen das Deutsche Reichspatent Nr. 67 207, „Arbeitsverfahren und Ausführungsart für Verbrennungskraftmaschinen“. Er war sich von vornherein darüber klar, daß er scheitern würde, wenn er versuchte, den Motor mit seinen eigenen unzulänglichen Geldmitteln zu bauen. Nur leistungsfähige und mächtige Werke konnten daher für den Bau einer Maschine in Betracht kommen, die mit gänzlich ungewohnten Drücken arbeiten sollte. Er wandte sich an die Maschinenfabrik Augsburg, deren Direktor, H. Buz, er schon früher kennengelernt hatte. Augsburg lehnte ab. Das war eine schwere Enttäuschung. Um das Interesse weitester Kreise für seine Erfindung zu wecken, beschloß er, seine theoretischen Studien über den Motor in Form einer Broschüre zu veröffentlichen, die im Jahre 1893 unter dem Titel „Theorie und Konstruktion eines rationellen Wärmemotors“ erschien. In dem Abschnitt über die „Anwendungen des Motors“ finden sich merkwürdig richtige, fast seherische Feststellungen: „Wir haben heute lange Eisenbahnzüge, nur um die schweren Lokomotiven auszunutzen, weil dieselben nicht anders gebaut werden können. In einem Zuge sind deshalb die verschiedenartigsten Zwecke vereinigt, jede Person, jedes Gut hat einen andern Zweck, eine andere Bestimmung, und doch ist alles vereinigt. . . Jeder einzelne Eisenbahnwagen wird mit seinem eigenen Motor versehen (was mit der vorgeschlagenen Maschine leicht durchführbar) . . . Die neueren gewaltigen Schiffsmaschinen nehmen vier bis fünf Achtel des Schiffsraumes ein. Das Gewicht der Maschinen, Kessel und der Kohle beanspruchen den größten Theil der Tragfähigkeit des Schiffes. — Wie viel hier durch kleinere Maschinen, geringen Kohlenkonsum, Abschaffung der Kessel zu gewinnen ist, läßt sich kaum absehen. — Die Schiffe können trotz ebenso kräftiger Maschinen viel kleiner ausfallen und doch mehr nützliche Last tragen und schneller gehen.“

Gleichzeitig mit dem Erscheinen der Schrift hatte sich Diesel an Friedrich Alfred Krupp in Essen gewandt. Die Verhandlungen führten am 10. April 1893 schließlich zu einem Vertrag, mit dem auch Augsburg neben Krupp sich bereit erklärte, den Bau des Motors zu finanzieren. Diesel trat die Rechte auf seine deutschen Patente an das Konsortium Augsburg-Krupp ab; Krupp erhielt außerdem noch das Recht auf das österreichisch-ungarische Patent.

Nun begann in der großen Montagehalle der Maschinenfabrik Augsburg in einem durch Bretterwände abgetrennten Raum, dem Laboratorium, ein emsiges Schaffen. Am 10. August 1893 konnte erstmalig nachgewiesen werden, daß sich der Brennstoff in der hochverdichteten Luft von selbst entzündete. Am 18. August machte der Motor den ersten selbständigen Ruck. Von hier bis zum 27. Januar 1897 war ein weiter, beschwerlicher Weg. In diesem Zuge sah der Erfinder seine Aufgabe als gelöst an. Der Motor verbrauchte nur 258 g Petroleum je Pferdekraftstunde. Der entscheidende Sieg war errungen!

Das weitere Schicksal Diesels? Er wurde reich, sehr reich, fünffacher Millionär. Als er aber in der Nacht vom 29. zum 30. September 1913 aus dem Leben schied, hinterließ er keine Reichtümer. Schicksal.

So berichtet Eugen Diesel, Rudolf Diesels jüngster Sohn, über das Leben seines Vaters. Rudolf Diesel steht in der Reihe der großen deutschen Ingenieure. Er schenkte der Welt eine neue Kraftmaschine, die in vielen Exemplaren auf dem Lande, auf dem Wasser und in der Luft ihr metallenes Lied zum Ruhm ihres Urhebers summt. Es war für den Sohn keine leichte Aufgabe, das Werk und das Schicksal seines Vaters objektiv darzustellen. Aber Eugen Diesel hat uns ein Lebensbild geschenkt, das wir vielen, vielen großen Männern wünschen möchten.

Der obige Auszug aus dem Werdegang Rudolf Diesels bis zu seinem Siege kann nur ein schwaches Abbild dessen sein, was der Verfasser uns vermittelt, obgleich auch der Auszug meist Eugen Diesels eigene Worte wiedergibt. Wenn der Berichterstatter auf der Lebenshöhe des Erfinders halt machte und nicht versuchte, dessen ferneren Lebensweg und vor allem nicht den tragischen Ausgang zu umreißen, so tat er es aus Ehrfurcht vor diesem Teil des Buches, der mehr als bloße Geschichtsschreibung ist. Das persönliche Miterleben des Zusammenbruches, die Erkenntnis des entschwindenden Reichthums und viele andere seelische und materielle Kämpfe machen gerade den Ausgang des Buches zu dem Wertvollsten des ganzen Lebensbildes. Selten ist eine so mit Tragik geschwängerte Atmosphäre so objektiv und so vorbildlich geschildert worden wie hier. Das Buch sollte auf dem Weihnachtstisch recht vieler Ingenieure liegen.

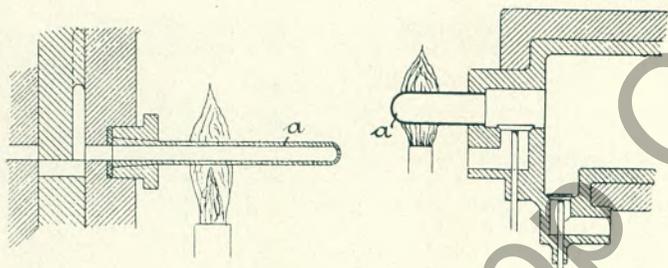
Herbert Dickmann.

* Eugen Diesel: Diesel — der Mensch — das Werk — das Schicksal. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt (1937). 491 S. 8°. Geb. 7,50 RM.

Technische Gedenktage.

4. 12. 300 (Das genaue Jahr steht nicht fest) starb Barbara, Tochter des Dioscorus. Sie gilt als Patronin gegen plötzlichen unbusfertigen Tod und wird als solche von Leuten verehrt, die einem gefahrbringenden Beruf obliegen. Weil ihren Vater, der ihren Tod durch den Henker verschuldete, nach der Legende zur Strafe der Bliz getroffen hatte, ward Barbara bei Gewittern angerufen und Patronin gegen Donner, Bliz und Feuer. Daher ehrten sie auch solche, bei deren Beruf das Feuer eine Rolle spielt, wie Schmiede und Gießer. Nach Erfindung des Schießpulvers wurde sie die Schutzheilige der Feuerwerker, der Raketenmacher und nach und nach der gesamten Artillerie. Ihr Bildnis wurde an Artillerieschulen, Arsenalen, Schießhäusern und Pulverkammern angebracht; so hieß beispielsweise die Pulverkammer auf französischen Schiffen „Sainte Barbe“. Man trifft Darstellungen der Patronin vielfach auf Flägelaltären der Zechen Oberschlesiens und Böhmens, wie überhaupt ihr Leben und Schicksal die Künstler immer und immer wieder veranlaßt hat, Szenen daraus zur Darstellung zu bringen. Jan van Eyck und andere Vertreter der niederländischen Schule, die niederrheinische Malerei, die fränkische Schule, Schüler Dürers, Hans Holbein, zahlreiche italienische Künstler, beispielsweise Palma Vecchio u. a., haben eine große Reihe von Barbaradarstellungen geschaffen, die die vielseitige Verehrung dieser Patronin zu allen Zeiten belegen.

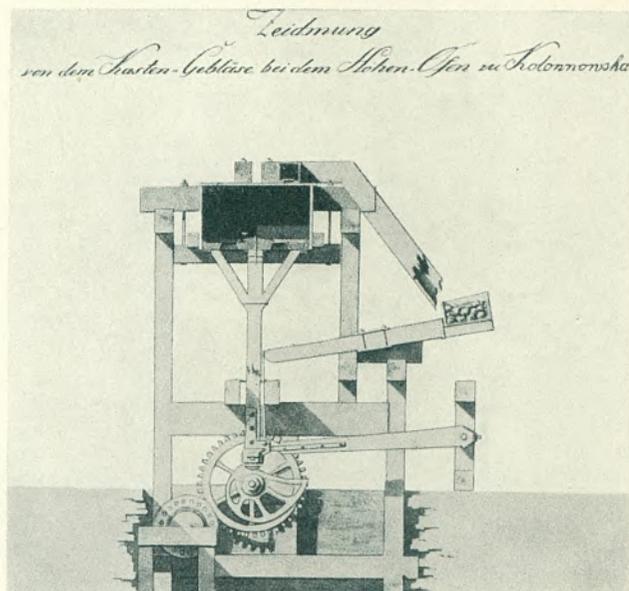
Rechts: „Die heilige Barbara.“
Eisenkunstguß von H. Moshage.



Glührohrzündung nach Funck und Daimler.
(Um 1890.)
(Aus Zeitschr. d. Ver. dtsch. Ing. 37 [1893] S. 1427.)

26. 12. 1836 wurde in Aachen Leo Funck geboren. Er hatte in mehr als fünfzigjährigem Schaffen eine vielseitige Ingenieurstätigkeit ausgeübt und hat für die Geschichte der Technik dadurch Bedeutung gewonnen, daß ihm als erstem die Erfindung des Glühzündrohrs für Verbrennungsmaschinen patentiert wurde. Die ersten Gasmaschinen arbeiteten mit Flammenzündung, bei der die Verbrennung des Gasgemisches dadurch herbeigeführt wurde, daß eine kleine Flamme durch eine Schiebersteuerung im Augenblick der Explosion in den Verbrennungsraum des Zylinders hineinschlug. Die große Betriebsunsicherheit dieser Vorrichtung veranlaßte Funck, am Zylinder ein geschlossenes, von außen zum Glühen gebrachtes Röhrchen anzubringen. Im Augenblick der Explosion gab ein Schieber dem Gasgemisch den Weg zum Glührohr frei, wodurch die Entzündung eingeleitet wurde. Funcks Erfindung blieb längere Zeit unbekannt, und erst nachdem Gottlieb Daimler eine einfachere Lösung gefunden hatte, gelangte sie allgemein zur Anwendung. Dann bestanden beide Systeme viele Jahre nebeneinander, wobei die Funcksche Erfindung bei schweren und die Daimlersche bei leichten Maschinen Anwendung fand. Die obenstehende Abbildung zeigt sowohl die Funcksche wie auch die Daimlersche Fassung der Glührohrzündung.

12. 12. 1797 taufte der Graf Colonna sein Hüttenwerk am Brzinißkaer Wasser in der Nähe von Groß-Stanisich in Oberschlesien, das aus einem Hochofen und einem Frischfeuer bestand, mit dem Ortsnamen „Colonna-Hüttenwerk“. Die Grafen Colonna gehören mit zu den ältesten Eisenindustriellen Oberschlesiens. In den 1750er Jahren wurden die Werke erneut ausgebaut, und von nun an dehnten sich die Unternehmungen immer mehr aus. Ums Jahr 1800 umfaßten sie 3 Hochofen und 15 Frischfeuer, die nahezu 200 Arbeiter beschäftigten, für die damalige Zeit auf jeden Fall ein Großunternehmen. Später gingen die Werke in den Besitz des Grafen Renard über, der sie wiederum erweiterte und nach damals neuzeitlichen Gesichtspunkten ausbaute.



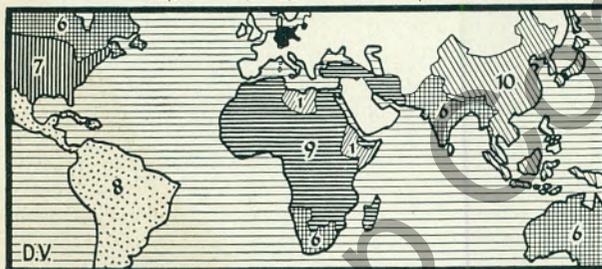
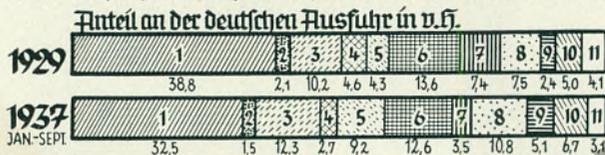
Flüstengebläse des Hochofens im „Colonna-Hüttenwerk“, 1804.
(Aus Deutsche Industrie, deutsche Kultur. Oberbedarfs-Nummer [1916].)

Deutschland in der Weltwirtschaft.

Deutschlands Handelspartner.



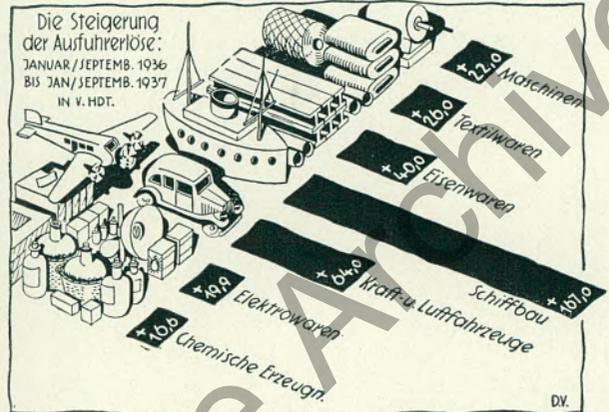
1.) Belgien-Luxembg., Frankreich, Italien m. Außenbes., Niederlande, Österreich, Schweiz, Tsch.-Slow. 2.) Spanien, Portugal. 3.) Dänemark, Finnland, Norwegen, Schweden. 4.) Danzig, Estland, Lettland, Litauen, Memel, Polen. 5.) Albanien, Bulgarien, Griechenland, Jugoslaw., Rumänien, Ungarn. 6.) Großbritannien und Austr. Bund, Brit.-Indien, Kanada, Irisch Freistaat, Neuseeland, Brit.-Südafrika. 7.) U.S.A. 8.) Mittel- und Südamerika. 9.) Afrika (ohne Br.-Südafrika), Iran, Palästina, Türkei. 10.) China, Japan, Mandschukuo, Siam, Brit.-Malaya, Ceylon, Hongkong, Indochina, Niederländisch-Indien. 11.) Übrige Länder.



Das Vordringen der deutschen Industrieausfuhr auf dem Weltmarkt und die Veränderungen in der Richtung des deutschen Außenhandels.

Seit 1935 steigt der deutsche Außenhandel wieder beträchtlich an. Die einzelnen Ländergruppen waren an diesen wertmäßigen Veränderungen der Gesamtausfuhr und Gesamteinfuhr jedoch sehr unterschiedlich beteiligt. Bei der Ausfuhr ist der Anteil der kontinental-europäischen Industrie- und Kolonialstaaten von 38,2 Prozent 1935 auf 33 Prozent gesunken. Demgegenüber nahm der südosteuropäische Agrarraum von 5,9 Prozent auf 7,9 Prozent zu. Gleichzeitig stieg auch der Anteil Mittel- und Südamerikas. Auch gegenüber 1929 ist der Anteil sowohl an der Einfuhr wie an der Ausfuhr in diesen Ländergruppen angestiegen, während der Anteil Großbritanniens, der Vereinigten Staaten und der kontinental-europäischen Industrie- und Kolonialstaaten zurückging. Südosteuropa und Lateinamerika zusammen liefern heute über ein Viertel der deutschen Gesamteinfuhr, und dementsprechend ist auch die Ausfuhr nach diesen Staaten ganz beträchtlich. Dies ist besonders beachtlich, wenn man bedenkt, daß die kontinental-europäischen Länder im Herbst 1936 eine Devaluation ihrer Währung durchführten in der Absicht, den Außenhandel ihrer Länder zu stärken. Nach den Schätzungen des Instituts für Konjunkturforschung leben heute in Deutschland ungefähr 2 bis 2,5 Millionen Menschen vorwiegend von der deutschen Industrieausfuhr; das bedeutet, daß immerhin jeder zehnte schaffende Deutsche für den Auslandsabsatz deutscher Waren sorgt. 1934 war es höchstens jeder zwölfte. Daraus folgt, daß Deutschland seine Ausfuhr ganz beträchtlich steigern konnte. Gegenüber dem Tiefstand in der Krise beträgt die Zunahme des deutschen Ausfuhrvolumens heute rund 60 Prozent,

Das bringt uns die Industrie!



während in dem gleichen Zeitraum das Welthandelsvolumen nur um 35 Prozent angestiegen ist. Die deutsche Industrie hat also auf dem Weltmarkt wieder viel Boden gewonnen.

Die Kolonien als Rohstoffgebiete für ihr Mutterland.

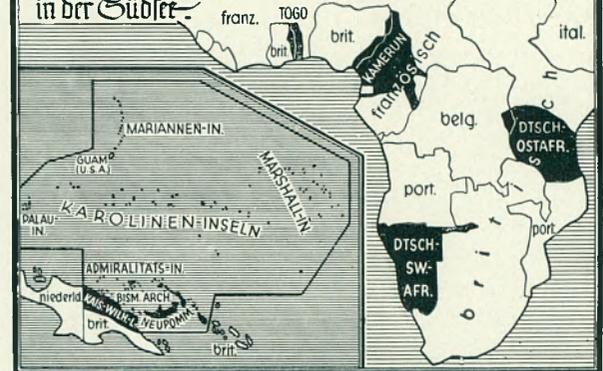
Kolonialgebiete:	Gesamtausfuhr in Millionen RM	davon nach dem Mutterland
Großbritannien	6 983,9	2 985,0
Frankreich	1 214,1	795,6
Niederlande	1 023,2	204,8
Belgien	88,1	61,3
Spanien	75,8	20,8
Portugal	45,8	16,2
Italien	30,5	22,0

Ausfuhr der ehemaligen deutschen Schutzgebiete in Mill. RM

Land	1935	1936	1937
Tanganyika	87,0	37,5	30
Südwestafrika	13,9	29,9	13,9
Brit. Mandat in Togo	4,0	0,7	0,7
franz. Mandat 1934	0,6	3,4	0,6
franz. Mandat 1935	5,8	11	5,8
Kamerun	95	159	110

Davon nach Mandatsinhabern: 10,6 (davon nach Deutschland)

Die ehemaligen deutschen Schutzgebiete in Afrika und in der Südsee.

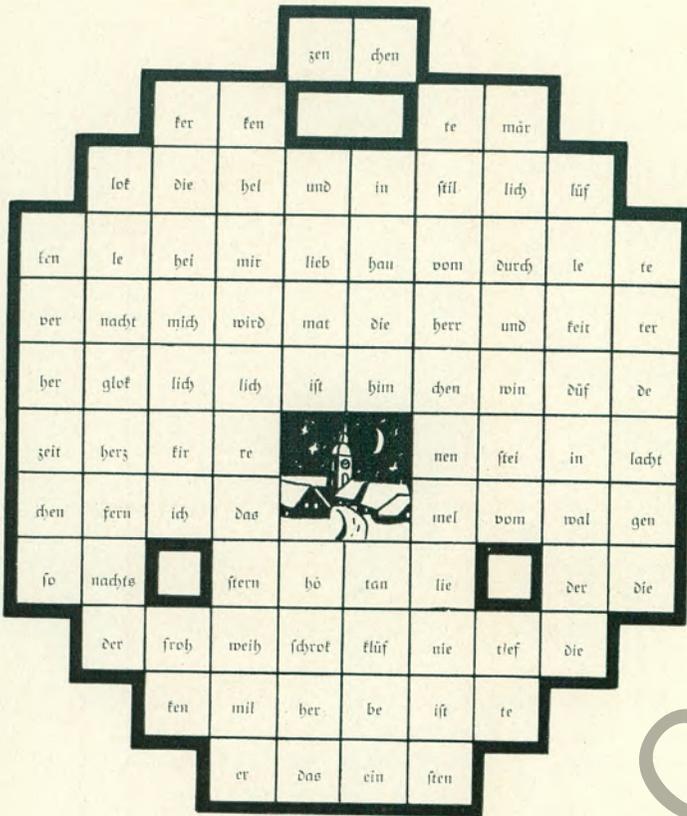


Deutschlands Recht auf Kolonien.

Deutschlands Anspruch auf Rückgabe seiner Kolonien und damit die Wiedergutmachung eines am deutschen Volke begangenen Unrechts durch die Verfasser des Versailler Diktates sind vom Führer und Reichskanzler so energisch gefordert worden, daß man überall in der Welt einsehen mußte, daß dieses Problem nun endgültig gelöst werden muß. Das Bild zeigt, welche Bedeutung der Kolonialbesitz für die übrigen Kolonialmächte der Erde hat. Es zeigt aber auch genau so deutlich, daß die Deutschland geraubten Mandatsgebiete wirtschaftlich für die Mandatsinhaber neben ihrem eigenen großen Kolonialbesitz keine Bedeutung haben. Deutschland aber wüßte mit diesen Mandatsgebieten etwas anzufangen, und deshalb müßte Deutschlands Recht auf seine Kolonien anerkannt werden.

Der Nussknacker

Rösselsprung.



Silbeneinschrätsel.

1. = Eiriband.
2. = Helfer in Not.
3. = Fleischgericht.
4. = Gestein.
5. = Schlussatz einer Sonate.
6. = Wasserbehälter.
7. = Handwerker.
8. = Waffe.
9. = Gebiet eines Bischofs.
10. = Kohlenwagen.
11. = Deutsche Großstadt.
12. = Salzwerk.
13. = Stadt südlich von Jerusalem.
14. = Mangel, Schaden.
15. = Indischer Gott.
16. = Holzblasinstrument.

a - ba - bas - ber - ber - bis - bra - brah - de - dem - der - di -
fa - fekt - fi - ge - ger - gott - heb - le - li - lin - ma - na - ne - ret -
von - sa - salt - sin - ten - ten - ter - tum - wehr.

Vorstehende 35 Silben sind so in obige Figur einzusetzen, daß 16 Wörter von nebenstehender Bedeutung entstehen.

Die Buchstaben auf den dicken Linien, der Reihe nach zusammengestellt, sollen einen Ausspruch von Goethe ergeben.

XII/43

Spiel mit Buchstaben.

1. Blutgefäß (M).
 2. Sinn für Scherz.
 3. Bauelement (er).
 4. Lebensende (o).
 5. Weideplan (W).
 6. Laubbaum (e).
 7. Futterkrolle (N).
 8. Feldvogel (e).
 9. Ursachen.
 10. Kleines Gehölz (a).
 11. Ortsverbindung.
 12. Teil des Gesichtes (M).
 13. Stadt und Bahnnotpunkt in Hannover (e).
 14. Nebenfluß des Rheins (g).
 15. Ackerpflanzung (f).
 16. Persönliches Fürwort.
 17. Straußenart (u).
 18. Knetbare Masse (S).
 19. Zahl (u).
 20. Kummer.
 21. Zeitvertreib.
 22. Japanische Münze (S).
- Man suche die Wörter und ziehe die angegebenen Buchstaben von ihnen ab. Die verbleibenden Wörter und Wortteile ergeben im Zusammenhang gelesen einen Ausspruch von Anselm Feuerbach. C. D.

*

Lösungen aus dem Novemberheft.

Geheimschrift.

(Buchstabentauschrätsel.)

Das wahre Glück, du Menschenkind,
D wä hne doch mi n i c h t e n .
D a ß e s e r f ü l l t e W ü n s c h e s i n d —
E s s i n d e r f ü l l t e P f l i c h t e n .

Karl Gerok.

Das Stichwort.

3,56
7,42
10,98

1	2	3	4	5	6	7	8	9	0
W	O	L	F	S	J	Ä	G	E	R

Silbenzusammenstellrätsel mit Silbenauswählrätsel.

1. Ederkopf.
2. Wiedehopf.
3. Katheder.
4. U...
6. Oktaeder.
7. Deutlichkeit.
8. Aschenbrödel.
9. S...
11. Ontario.
12. Atheist.
13. Dieberei.
14. Frag...
16. Derwisch.
17. Oberwiesenthal.
18. Averno...
21. Larmung.
22. Oderbruch.
23. ...
25. Kraftmaschine.

Der Wiederaufstieg der deutschen
Wiedergewinnung der

Rösselsprung

Das heißt Lebensf...
Auf die rechte A...
Daß ihr, was a...
jung das Her...
Noch im Herb...
Eures Frühli...
Glanzvoll,
So den Sie...

Zu

BER - EIN - ERD - E...
4 8 2

RAU

II

Jeder, der üb...

Unsere nunmehr a...
deutscher Landsc...
als Buch erschienen b...
gart. Der Preis für d...

Die Botanisiertrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat
eingefangenen Gootvögel



Der Herr Chirurg
und
die Weihnachtsgans.
Zeichnung von Otto Müffel.

...ten Köchin: „Marie, Sie haben mir
...dient. Ich werde Sie belohnen. Ich
...ben von mir entdeckten Mikrobe
(Die Woche.)

...erung im Mund.“
(Frankfurter Illustrierte.)

...id. Ich habe gar kein Geld
...kommen könnte.“

...ven.“
Illustrierte Zeitung.)

...ia, Jung, wie gefällt

...ß genug Geld de . . .

Illustrierte Zeitung.)

Lehrer: „Es gibt keine Schwierigkeit in der Welt, die nicht überwunden
werden kann.“

Sritschen: „Aber haben Sie schon mal versucht, Herr Lehrer, heraus-
gedrückte Zahnpasta wieder in die Tube zu bringen?“
(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

Pensionsbesitzerin: „Und, nicht wahr, Sie empfehlen mein Haus
Ihren Bekannten?“

Abreisender Gast: „Ganz gewiß! Im Augenblick wüßte ich allerdings
niemanden, gegen den ich etwas habe.“ (Berliner Illustrierte Zeitung.)

Der schüchtere kleine Herr näherte sich dem Schutzmann an der
Straßencke: „Entschuldigen Sie bitte, Herr Wachtmeister, aber ich warte
hier auf meine Frau schon über eine halbe Stunde. Würden Sie so
freundlich sein und mich weitergehen?“

(Kölnische Illustrierte Zeitung.)

„Geht doch nichts über 'n milden Winter, so mit Regen und Schnee und
Matsch.“

„Na, erlauben Sie mal!“

„Wie so? Ach, Sie handeln nicht mit Gummischuhen?“

(Frankfurter Illustrierte.)

...esellschaft, Düsseldorf. — Für die Schriftleitung verantwortlich: W. Debus, Düsseldorf.
...ig und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 67. — Fernsprecher:
...nummer Ortsverkehr 1 02 11, Fernverkehr 1 02 31.

...dweg-Knickmann-Straße 67, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher
...zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exem-
...eits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nach-
...angt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.

